

ERZÄHLUNGEN

des Greisen

am

Kamine.

Von

LEONARD MEISTER.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung:

1805.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

DEPARTMENT OF THE HISTORY OF ARTS

LIBRARY

1954-1955

1954-1955

1954-1955

M e i n e m
t h e u e r n F r e u n d e
H e r r n

J. B. JONAS v. FREYENWALD

Ritter des h. römischen Reiches, Kays. Königl.

Hofagent, Chursächs. Hofrathe.

Meinem

theueren Freunde

Herrn

J. B. JONAS & FREYENWALD

Hierbei das H. röm. k. Reich, Kay. K. K.

Hof- und Ober- Hof- Rath.

Obgleich Boccacaz wegen seiner Erzählungen nicht im Geruche der Heiligkeit steht, so hatte er doch bey Bekanntmachung derselben eine fromme menschenfreundliche Absicht. In der Vorrede erklärt er sich hierüber folgender Gestalt: Im J. 1348 wüthete zu Florenz eine eben so fürchterliche als langwierige Pestseuche, die auch nur zwischen den Monaten März und Juli über hundert tausend Menschen verschlang. Mit ten unter Leichenhügeln bereiteten sich zum nahen Tode die Einen unter Trinkgelagen, die Andern unter Bußübungen. Um dem Tode und seinen Jammerscenen zu entfliehen, retteten sich Einige in ländliche Einsamkeit, und, um sich dort die Zeit zu verkürzen, unterhielten sie sich mit Erzählungen. Aus solchen Erzählungen formirte

Boccac, als Linderungsmittel gegen Kummer und Sorgen, seinen Dekameron.

Gerne bescheide ich mich, daß zwischen mir und Boccac, zwischen meinen Erzählungen und den seinigen beynahe nicht die geringste Vergleichung statt habe; nur haben auch jene mit diesen dieselbe Absicht und Veranlassung. Auch die meinigen entstanden während einer Pestseuche, während des durchgängig verbreiteten Revoluzionsfiebers. Um nichts mehr von Aristokraten und Demokraten und den traurigen Symptomen ihres Wechselfiebers zu sehen, um nicht von der Seuche auch selbst ergriffen zu werden, rettete ich mich in mein abgelegenes Bergthal. Hier aber, beynahe ganz ohne Gesellschaft, wie verkürze ich mir nach der pflichtmäßigen Arbeit die Zeit? Ja wohl, meynen Sie, am würdigsten beschäftigt der Greis sich mit ernsthaften Studien, mit theologischen vielleicht oder mit historisch - politischen: Um Verzeihung;

mein Freund, hier zu Lande stößt man unter solchen Bemühungen nur gar zu leicht auf Controversen, und, ich alter Mann, entschlafen mögt' ich im Frieden. Also lieber mit unschuldigen Spielen, allenfalls mit Märchen und kleinen Romanen geb' ich mich ab. Wie? Mit Romanen? Nach zuverlässiger Berechnung waren von solchen Fabrikaten auch nur vom J. 1773 bis zum J. 1796 bloß in Deutschland über 6000 Stücke erschienen: in Frankreich erschienen auch nur in dem einzigen Jahre 1803 über hundert Erzählungen und Romane. *)

Wenn unser Zeitalter weit mehr Romane hat und freylich auch weit mehr bedarf, als kein anderes, woher dieß? Auf der einen Seite haben Geist und Herz weit mehr und

*) Da man solche seltsame Erscheinungen ohne gültige Zeugnisse schwerlich für glaubwürdig hält, so beruf ich mich theils auf das Jenaer allg. Repert. der Litterat. Nro. 168—2570, theils auf das *Journ. gen. de la Litterature de France*.

weit verfeinere Bedürfnisse, als vormal; auf der andern Seite hingegen wie selten nicht finden sie in der heutigen gedrückten formalistischen Welt angemessene Befriedigung! Gern also retten wir uns aus der leydigen Alltagswelt in eine Romanwelt. In welche? Aeusserst verschieden sind sie. Wofern wir nicht auf das Bürgerrecht in der wirklichen Welt gänzlich Verzicht thun wollen, dürfen wir uns in keiner Romanwelt naturalisiren, auch dürfen wir aus der Romanwelt weder fremde Sitten noch Schleichwaaren zurückbringen, weder Entnervung noch Unbrauchbarkeit.

Wenn aber alle Provinzen der Romanwelt beynahe bis zur Erschöpfung bearbeitet sind, komme nicht ich mit meinen Versuchen zu späte? Warum denn nicht lieber *dormire melius puto, quam scribere*? Je nun, schlummern mag ich nicht ungern, aber im Schlummer besuchen mich Träume; leider hat der geschwätzige Alte die

Unart, dafs er gern auch die Träume erzählt. So lang ich Romanen nur lese, halt' ich den Geist weniger im Athem, als wenn ich solche selbst mache; weniger, wenn ich sie nur mache, als wenn ich sie auch mittheilen darf. Ohne Mittheilung kein Leben. Also, mein Freund, wag ichs; mitten unter die Sündfluth lafs ich aus meiner Arche das Täubchen hinfliegen, obs vielleicht irgendwo seinen Zweig finde!

- Wofern meine Erzählungen ihren eignen Gang nehmen, so fallen sie andern nicht in den Weg; wofern die eine durch komische Ueberraschungen allenfalls auch nur Lachen erregt, so hat sie wohl, zu dieser Zeit wenigstens, wo man so selten des Lachens froh wird, fürwahr nicht weniger Werth und wohlthätige Kraft, als mancher entweder weinerlicher oder schauderhafter Roman; wofern eine andre Erzählung in die Begebenheiten moralische Probleme, Gewissens- und Rechtsfälle einflicht, so ge-

winnet sie durch Erregung des Nachdenkens wohl mehr Verdienst noch, als jene Romane, die unter unaufhörlicher Erschütterung der Imaginazion die andern Anlagen und Fähigkeiten des Gemüthes alle in Unthätigkeit hinsinken läßt. Doch, verzeihen Sie, Freund! Meine Sitte ists nicht, dafs ich mich selbst rezensire.

Ihnen, mein Theurer, wiedm' ich diese Blätter zum Andenken an jene seeligen Stunden, die ich einst mit ihnen an den Ufern der Limmat verlebte.

Leonard Meister.

Erweiterung der Idyllenwelt.

In dem dreyßigsten Briefe ihrer Reisen macht Lady Montague folgende Beschreibung von der Lebensart der griechischen Gärtner: „Der gewöhnliche Zeitvertreib der Jünglinge hier (an den Ufern des Hebrus) ist, Kränze für ihre Lieblingslämmer zu winden, die ich oft mit Blumen geschmückt zu ihren Füßen liegen sah, während daß die Hirten sangen und spielten. Es kömmt nicht vom Romanlesen; dies sind ihre Zeitvertreibe von Alters her, und sie sind ihnen so natürlich, als das Knüttelspiel und der Fußball unsern brittischen Hirten. Die Wärme und Milde des Clima verbieten alle mühsamen Leibesübungen, und flößen natürlicher Weise Trägheit ein, Abneigung vor Arbeit, die ohnehin der Ueberfluß unnöthig macht. Diese Gärtner sind die einzigen glücklichen Landleute in der Turkey; sie

versehen die ganze Stadt (Adrianopel) mit Kräutern und Früchten ; sie sind meistens Griechen , und haben kleine Häuser in der Mitte ihrer Gärten , wo sich ihre Weiber und Töchter die Freyheit erlauben , ohne Schleyer zu gehen ; die Mädchen sind niedliche Kinder ; sie vertreiben sich die Zeit mit dem Weberzeuge unter dem Schatten der Bäume. Theokrit , fährt die Lady fort , scheint mir nicht mehr ein romanhafter Schriftsteller ; er gab getreu das Bild von der Lebensart seiner Zeit - und Landesgenossen. Wär er ein geborner Britte gewesen , er würde seine Idyllen mit Beschreibungen von Dreschen und Buttermachen angefüllt haben." So weit die Lady. Welcher Contrast zwischen griechischen Idyllen und schweizerschen ? Stoff und Boden für die letztern beschreibt Haller in seinen Alpen. Oesters schon ahnete mir , dafs man sich den Globus der Idyllenwelt zu beschränkt vorstelle , und zu wenig auf Entdeckung von *terrīs incognitis* bedacht sey. Ja freilich verbannt der Idyllendichter aus seiner ländlichen Schöpfung jeden Nebenzug von sklavischem Drucke , von bürgerlichem Wesen : Warum aber beynahe ausschliessend nur mit Schäfern

bevölkert er sie? Reizen uns beym Theokrit nicht auch die syrakusischen Wallerinnen, beym Maro nicht auch die Scenen des Feldbaues? Wenn in den Schilderungen eines Bronner und Sannazar selbst Fischer interessant sind, wie viel mehr nicht (in freyer, behaglicher Lage) der bukolische Hirt, der Pflüger, Mäder, Winzer, Sentemann, kurz, mein glücklicher Nachbar am Albis? Auch er hat dies mit dem idealisirten Schäfer gemein, dafs er von städtischem Zwang und Sittenverderben frey ist; vor dem Schäfer hat er den Vorzug gröfserer Ausbildung, vielseitigerer Verhältnisse. Kurz, *homo sum, humani nil a me alienum*. Wohl auch eine Aehren- oder Erdbeeren-Leserin, wohl auch ein armer Betteljunge können von irgend einer Seite anziehend seyn. Wenn sie's in meiner Schilderung nicht sind, so ist's nicht ihre Schuld, sondern die Schuld meiner Feder.



Heinz, der Betteljunge.

Wenn du, sagt der Förster, vor meiner Thüre mit Betteln Brod suchest, fürwahr, übel verirret

bist du; flugs, droben unterm Laubgewölbe erwirb dir den Taglohn! Nicht lange säumt Heinz; frisch dran, von einem Aste zum andern bis zu den höchsten äussersten Zweigen. Warum aber plötzlich unterbricht er die Arbeit, oder nur langsam pflückt er hie und da eine Kirsche? Welch ein liebliches Schauspiel verzaubert sein Auge? Von Ferne erblickt er einen Schwarm Jungen und Mädchen; sie sind mit Einsammeln der Erdbeeren beschäftigt. Unter den Mädchen erhebt sich Grithe, wie unterm Gesträuche die Rose. Vom Wipfel des Baumes herab folgt gierig sein Blick jedem ihrer Schritte und Tritte. Unter jeder immer reizendern Bewegung und Stellung beobachtet er sie. Indem sie unterm Pflücken der Erdbeeren sich nach dem Boden hinbückt, bezaubert sie ihn; indem sie, um sich zu kühlen, das Halstuch zurückwirft und sich an der Felsenquelle labet, verräth sie ihm wechselweise den niedlichen Fufs und die schwellende Brust; indem sie durch süsse Lieder die Echo aus der Grotte hervorlockt, begeistert sie zum Singen im Wipfel des Baumes auch Heinzen. In Strophen und Antistrophen begrüssen sie sich, und in lautem Chore

stimmt die ganze Schaar der Jungen und Mädchen mit ein. Traulichkeit flößt süßem Herzensgesang ein; traulich lagert sich beym Abendbrode mitten unter der Schaar der Erdbeerenleser Heinz zu den Füßen von Grithen. Ueber ihrem Haupte spielt das Geflüster der Baumzweige; ihnen zur Seite rieselt der Crystallquell; im schattigten Gebüsche zirpen freundliche Heimen; rund umher belebt der Wohlgeruch aromatischer Pflanzen zu fröhlichen Empfindungen; unter Scherz und Spiel, unter Lachen und Küssen genießt man wonniglich auf dem grünen Teppich der Flur das ländliche Mahl, Butter und Honig, Kirschen und Brod, Milch und Apfelmost; die Würze sind Freiheit, Frohsinn und Liebe. Nein, einen so süßen seeligen Tag genossen Heinz und Grithe noch nie. Ach, ihr erster seliger Tag, vielleicht wohl auch der letzte! In wehmuthathmende Dämmerung sinkt bey solcher Vorahnung jeder Freudenstrahl. Ach, seufzt in seinem Leben zum erstenmal Heinz, eine Grithe sah ich bisher nirgends, nirgends werd' ich je wieder ein Mädchen sehen, wie Grithe. Hübsche Mädchen giebt's wohl noch viele, aber wohl keines, das so hold und gut

ist, und dabey so wenig von seiner weiblichen Würde vergiebt; so munter und dabey so bescheiden und sittig. Wie schwer wird ihm die Trennung! Aengstlich forschet er nach dem Platze, wo morgens Grithe zu treffen seyn werde; lächelnd deutet sie hin nach der waldigten Anhöhe. Beym Scheiden drückt er, der bisher so dreiste Junge, mit zitternder Hand die ihrige, zehnmal wendet er sich mit glühender Wange und hoch pochendem Herzen nach Grithen zurück. Bereits aus seinen Augen verschwunden ist sie. Kunz, sein Camerade, erinnert ihn, dafs die Nacht einbreche, und dafs der Weg ins obere Gebirg lang und langweilig sey. Umsonst; wechselweise steht Heinz still oder thut wohl gar ein paar Schritte zurück.

Kunz: Armer Junge, was widerfährt dir? Du bleibst ja dahinten, wie hinter der Heerde ein Lamm, dem ein Dorn in den Fuß stach. — Heinz: — Wohl gar im Herzen der Dorn. — Kunz: — Wie wirst du den Kulm besteigen? Schon auf der Ebene kriechst du schwer nach. — Heinz: — Du gefühlloses Holz! Nicht mehr zurück siehst du; mich zieht immer etwas zurück. — Kunz: —

wie auch kann unser einer, der immer mit dem,
 was vor ihm liegt, genug zu thun hat, noch Zeit
 finden, sich mit fremden, entfernten Dingen zu
 plagen? — Heinz: — Wie? Niemals vergassest
 du dich unter den Grillen der Liebe? — Kunz:
 — O, davor bewahren mich St. Görg und St. Marx!
 Wer wachend träumt, um dessen Sinnen steht es
 nicht gut. — Heinz: — Du Prahlhans! thu nur
 mit deiner Klugheit so grofs nicht! Hätte dir Gri-
 the so freundlich gelächelt, wie mir, o du giengest
 auch langsam nach der Hütte zurück. O hätt ich
 Mettelins Schätze, Grithe, dich kaufte ich um alle
 Schätze der Welt nicht zu theuer! — Kunz: —
 Brüdergen, besser ist, dafs wir arm sind. Wenn
 wir Mädchen sehen, so treiben wir mit ihnen schuld-
 loses Spiel, aber, als arme Schelmen, denken wir
 ans Heirathen nie. — Heinz: — Dummer Klofs!
 Warum nicht? Hunderte, die keinen Heller besi-
 tzen, haben sich verheirathet. — Kunz: — Sauer
 genug wird es ihnen. — Heinz: — Sauer und
 bitter? O, Freund, alles versüfst Liebe. — Kunz:
 — O Freund, noch so süfs sey die Liebe, unter
 Haussorgen versaurt sie, wie unter Gewitterwolken

Milchrahm. — Heinz: — Haussorgen? — So wenig plagen mich solche, als die Vögel der Luft. — Kunz: — So wohlfeil lebt und paart sich der Mensch nicht, wie der Vogel, aber auch dieser baut ein Nest, wenn er sich paart. — Unvermerkt sind sie unter den Gesprächen nach Hause gekommen. Beym Abschied ruft Kunz Heinzen zurück, und, indem er ihm treuherzig die Hand schüttelt, sagt er: Sieh, mit jedem Mädchen halt ich es so, wenn es mir nicht lieb ist, so laß ich mich mit ihm näher nicht ein; ist es mir lieb, so bewahre mich Gott davor, daß ichs bey der Hand nehme, ohne recht sicher zu seyn, wohin ich es führe, ob zum Glücke oder ins Elend. Gute Nacht! Morgens vergissest du Grithen; begleit mich nur in den Wald zum Holzhauen.

Nein, die Nacht ist für Heinzen schlaflos; schon lange vor dem Anbruch des Tages schleicht er ganz insgeheim nach dem Orte, wo er heute sein Mädchen zu sehen hofft. Während der Morgendämmerung denkt er auf Liebesopfer für seine Göttin; für sie füllt er einen Korb mit Erdbeeren; für sie ist jede Gabe zu klein; verstohlener Weise füllt er

einen andern Korb mit Kirschen. Entzückt über die glückliche Erfindung, lagert er sich unter seligen Erwartungen auf der Anhöhe. Schon wehen am fleckigten Morgenhimmel Aurorens Purpurfittige; schon ergiessen sich hochwogend der Sonne goldene Fluten. Vom hohen Luftraume bis zum tiefen Abgrunde fühlen des neuen Tages allbelebenden Anbruch Myriaden Geschöpfe, die Heerden der Flur, der Luftsänger im Wipfel des Baumes, die Biene im Zaune, das Würmchen im Staube. Wie unendlich höher belebt und beseligt die neue Morgensonne den Liebenden, dem unter Freudenstrahlen die Geliebte sich naht! Im Begleite lachender Gespielinnen naht sie auch, Heinzens bessere Sonne. Jubelnd eilt er Grithen entgegen, und zu ihren Füßen stellt er die Opferkörbe mit Kirschen und Erdbeeren. Die Art und Weise, wie sie von ihm und von seinen Gaben das Gesicht abkehrt, setzt ihn für einen Augenblick in Unruhe, doch bald wieder raft er sich auf, indem er ihre Kälte als Sittigkeit auslegt: Dir geweiht, sagt er scherzhaft feyerlich, sind diese Körbe. Während der mondvollen Nacht, sagt er nach kurzer Besinnung, belauschte ich dort

hinterm dichtverwachsenen Schlehgesträuche die zauberhaften Elfen und Bergmännchen, sie sinds, welche die Körbe füllten; unter Tanz und Gesange ruften sie wiederholt aus: die Früchte weihen wir der lieblichsten unter den Erbbeerer-Leserinnen. Die bist du, Grithe! Indem er mit zurückgeworfenem Nacken den Blick im Kraise herumfliegen läßt, fragt er: Wer zweifelt? Durch die übermüthige Frage kränkt er jedes andre Mädchen, und gegen sich waffnet er jeden Jungen, der eben so eifersüchtig als der irrende Ritter den hohen Vorzug seiner Prinzessin wohl auch mit geballter Faust vertheidigt. Doch eine ländliche Idylle schreib ich, nicht eine heroische Iliade; also weder mit Blute noch mit Flammen entweih' ich die Waldscene: Wie aber hindre ich, daß sich gegen einander nicht auch meine Helden wenigstens in homerischen Scheltworten messen? Bereits hatte die Gegner bey nahe alle Heinz, der Trotzkopf, zum Schweigen gebracht, aber neu und unter heftigerm Feuer beginnt das Gefechte, als fernher Wildhans, des Försters Knecht, auf Heinzen losstürmt, und ihn Dieb, Kirschendieb schilt. Ach, von dem wuthvollen

Schauplatze wenden sich meine Muse und Grithe zitternd zurück. Während dafs Grithens Vertraute, Lise, ihren Günstling Bernard mitten aus dem Gewitter des Kampfes sorgsam weggreifst, stiehlt sich schaam- und angstvoll an ihrer Seite auch Grithe hinweg. Schon vorher hatten dieser jene von Heinz und seinem Leben eine sehr ungünstige Beschreibung gemacht: Leider aus dem Augenschein, sagt sie zu Lise, erfahr ich nun, wie sehr ich mich getäuscht habe. Vor Schaam möcht' ich mich unter den Boden verbergen. Geehrt glaubt ich mich durch Heinzens Liebkosungen, und nun — hoch erröthend empfind ichs, — durch sie bin ich entehrt. Ganz und für immer vergessen will sie den Wildfang, und immer schwebt vor ihren Augen sein Bild: Wohlan, sagt sie, denken darf ich an ihn, nur ihn weder sehen noch sprechen.

Ihn aber beunruhigt ihre ganz unerwartete Kälte, die Abwendung ihres Blickes von den Opferkörben, ihr unfreundliches Verschwinden; heftig quält ihn die Besorgniß, dafs er sich ihr in widrigem Lichte gezeigt habe; zu wiederholten Malen geht er vom Gebirg ins Thal hinab, schleicht bey nächtlicher

Weile vor ihrer Hütte herum, kehrt traurig zurück, ohne daß ers gewagt hat, sich an ihrem Fenster zu melden. Endlich einmal wagt ers, aber unbittlich verschlossen bleibt ihr Fenster. An Grithe statt, läßt sich mit ihm Liese, ihre Vertraute, ins Gespräch ein: — Ein armes Kind, sagt sie, ist Grithe, eben gerade darum bewahrt sie um so viel eifersüchtiger ihren einzigen, des Mädchens größten Schatz, Ehrbarkeit; arm ist sie, aber reichlich ersetzen ihr alle Güter der Welt Bescheidenheit und Arbeitsamkeit. — Heinz: — Ein Engel ist sie; mein Schutzengel. Nur an sie denken darf ich, und sogleich frömmere fühl' ich mich. — Liese: — Denken also magst du an sie; dies mißgönnt sie dir nicht. — Heinz: — Aber auch sehen und sprechen will ich sie. — Liese: — Behüte! Hieraus wird nichts; hieran hindert sie ein hoch heiliges Gelübde. — Heinz: — Warum aber that sie's? — Liese: — Ein Wildfang bist du. Bevor du dich völlig umkehrst, vergräbt sich Grithe tausendmal lieber tief unter den Boden, als daß sie dir den Kiltgang gestattet. — Heinz: — O, ganz kehr' ich mich um. Was aber mißfällt ihr an mir? —

Lise: -- Müssig gehst du; sogar soll man dich betteln gesehen haben. Heinz, du daurest uns; der Müssiggänger zugleich ein Bettler; zugleich der Bettler ein Kirschendieb; nicht genug, auch noch ein Balger und Raufbold! Heinz, sprich du dir selbst das Urtheil: Ein solcher Mensch, wie schickt sich ein solcher zu Grithen? -- Heinz: -- Mir schaudert. Welche ungeheure Kluft zwischen uns! Indem er sich wüthend vor die Stirne schlägt: Der bin ich, ein Verworfenener. Gute Nacht, Lise! Nein, Grithen darf und will ich nicht sehen. -- Mit den Worten stürzt er, ganz ausser sich, fort, und mit keinem Blicke wendet er sich zurück. Hinter der Thüre hatte Grithe gierig jede Sylbe des Gesprächs aufgefaßt; als sie ihn in Verzweiflung wegfliegen hört, bricht ihr das Herz; schluchsend eilt sie vor die Thüre, [zurückrufen will sie ihn, aber Lise stopft ihr den Mund und ohnmächtig sinkt Grithe hin.

Verschwunden ist Heinz; tief und lange denkt er seinem Schicksale nach: Vor mir selbst erröth' ich, sagt er; ich Elender, wagen durft ichs, mich Grithen zu nähern, dem Engel! Tief in der Seele

verwundet, läuft er in der Irre herum, als flieh er sich selbst; aber wohlthätig erleichtert den Trostlosen Zerstreuung nur in so fern, in wiefern sie ihn von dem geraden Wege nicht zu weit abführt, sondern unvermerkt ihn auf den Weg der Tugend zurückführt. Fernher erblickt Heinz den Förster; indem er auf ihn zueilt, ruft er ihm zu: Dir überliefre ich mich; erlaub, dafs ich für den Kirschenraub büsse; in deinem Dienste fälle oder flötz' ich Holz! Taglohn verlang ich nicht, nur von Brode so viel, als ich unterm Tagwerke, um nicht zu erliegen, bedarf. Wirklich tritt er beym Förster in Dienst; so gut hält er sich, dafs dieser sich seiner väterlich annimmt. Nur in so fern, sagt ihm der Förster, hat unter andern Menschen der Mensch einen Werth, in wiefern er in seinen eigenen Augen einen Werth hat. Eben so wesentlich gehören zum Menschen und Menschenwerthe Treu und Ehrliche, als gesunde Sinnen, Gefühl und Verstand. Noch elender ist er, wenn er jene verliert, als diese. — Indem du in mir, erwiedert Heinz, die Ehrliche erweckest, ists mir, du erweckest mich zu neuem Leben, du gebest dem Blinden das Ge-

sicht, dem Tauben Gehör: Ach, setzt er traurig hinzu, du giebst mich mir selbst wieder, du bist mein besserer Vater; nicht ohne Schmerzen reiß' ich mich von dir und aus deinem Waldgebirge los; gleichwohl, ich fühl es, kann ich hier in der Nähe des Dorfes unmöglich ruhig seyn; um sie zu vergessen, die ich ewig ungeliebt liebe, muß ich weiter gehen; hin über die entlegensten unwegsamen Gebirge.

Zuweilen noch überraschen den Förster in seiner Hütte fremde Pilger, die voll süßser Andacht die Einsiedeley besuchen, wo einst Gefsner als Apoll unter den Heerden, als Sänger der Grazien unter den Sylvanen und Nymphen des Waldes gelebt hat. Unter den fremden Pilgern empfiehlt sich dem einen und andern Heinz zum Begleiter; in ihrem Dienste unternimmt er mit Entzücken diese und jene noch so beschwerliche Wallfahrt nach jedem geheimnißvollen Heiligthume der Natur, bald auf den Gipfel der Schneegebirge bald in den Catakomben einer tief unter der Erde seit Jahrtausenden verblichenen Schöpfung. Aller Orten umschwebt ihn Grithens Bild; aller Orten unterstützt ihn ihr

Schutzgeist; nur darauf denkt er, einst ihrer würdig zurückzukehren, und die gesammelten Schätze ihr zu Füßen zu legen. Begierig lernt er im Dienste der weisen Meister so manches Geheimniß der Natur. Der Eine lehrt ihn Strohhalme, Ruthen und Schilfrohre färben, und sie in Strohhüte und Körbe flechten; der Andre macht ihn auf Agrimonien, Betonien und solche Kräuter aufmerksam, die er als Schweizerthee in aller Welt mit Vortheil an den Mann bringen kann; noch ein Anderer unterrichtet ihn hier auf den Alpen in der Verfertigung des Milchzuckers, dort an den Ufern der Emmen und Aare in der Ausscheidung des Goldsandcs. Bey jeder Hauptstation seiner Wanderungen wählt er zu weiterer Versendung seiner Natur- und Kunst-Erzeugnisse irgend einen zuverlässigen Mann aus. Schweizersche Demanten, Pyriten, Turmaline, Crystalle holt er aus den Eingeweiden der Erde hervor. Kühn dringt er in jedes wundervolle Crystallgewölbe, hier im Haslithale beym Gletscher des Zinkens, dort hinter Gestinen am Fusse des Gott-hards, oder am Fusse des Camors unweit dem Kobelwiefsbade. Was vermag nicht der Liebe

Zauberkraft? Umsonst, daß Heinzen auf seiner Fahrt noch so manche Dirne holdlächelnd in den Weg steht; umsonst, daß die eine ihm willig zum Reigentanze die Hand reicht, die andre ihn mit der Milch ihrer Heerde oder mit der Frucht der Weinlese erfrischt: Welcher Zaubergeist zieht ihn nach Grithens Schwelle zurück? Ach; warum denn ist's süß, sich an ihrer Thüre zu lagern, als in den Armen jedes andern Mädchens zu ruhen? Aber während Heinzens langer Entfernung verschmähend unerbittlich auch Grithe manchen noch so schmeichelhaften Antrag von Liebe; gerne will sie ihn ewig nicht wieder sehen, lieben hingegen will und muß sie ihn ewig. Von den wiederholten langen Reisen kehrt er endlich wieder auf den angeborenen Boden zurück, so bereichert und ausgebildet, daß ihn Niemand erkennt. Unweit der Heimath verweilt er sich auf einem volkreichen Marktplatze; er naht sich einer Linde, unter deren Wölbung sich Hirten und Hirtinnen von Aepfelmösten laben. Armer Heinz, unter allen Sterblichen im gleichen Nu bist du der glücklichste und der unglücklichste! Grithen erblickt er, aber sie erblickt er an der

Seite von Bernard; voll Eifersucht bleibt er verstei-
nert, will fliehen und kann nicht. Arme Grithe,
wie wird dir? Unter allen Sterblichen im gleichen
Nu bist du die glücklichste und die unglücklichste!
Heinzen erblickt sie, aber ihn erblickt sie so ganz
verändert, so vornehm, so kalt! Soll denn zu ihm
sie den ersten Schritt thun? Weibliche Würde un-
tersagts ihr. So reich sieht er aus, denkt sie; ge-
wifs nicht länger ein Bettler ist er; so bescheiden
und still, gewifs nicht länger ein Frevler, ein Rau-
febold. Sehen also und sprechen darf ich ihn:
Weh mir, mich aber will er nicht sehen! Verzeih
es mir Gott, willkommener noch wär mir der Bet-
teljunge mit seinen Kirschen. Vielleicht doch zu
unfreundlich kehrt' ich ihm damals den Rücken.
O des Trotzkopfes, den Rücken kehrt mir nun Er.
Länger hält sie nicht an sich; obgleich äusserst
verlegen, naht sie sich ihm: Ists wirklich auch
Heinz? Wirklich eben der Heinz, der vormals an
meiner Seite beym Abendbrode im Sahlwalde so
freundlich sein Spiel trieb? -- Er: -- Gott sey's
gedankt, der nicht mehr. -- Sie, vor dem Gesichte
die Hand: Du lieber Himmel, wie ändern sich mit

den Zeiten die Sitten! -- Er: -- Noch schneller die Herzen. -- Rasch kehrt er sich zum Weggehen: -- Sie, indem sie unter verstohlenen Thränen ihn mit der Hand zurückzieht: -- Aber, Heinz, nur das einzige Wort noch erlaub mir; herzlich wohlthut es mir, dich -- wieder -- ich meyne -- dich so gesund zu sehen, und, wie es den Anschein hat, -- so glücklich. -- Er: -- Wenn ich besser dran bin, als vormals, so dank ichs Dir, Grithe: Aber hier unter dem alten Himmel ist mir so ganz nicht recht; bang ist mir ums Herz. Laß mich gehen. Gute Nacht, Grithe! -- Sie: -- Wir gehen mit. -- Unterweges wandert hinter ihr und Bernard Heinz stumm fort oder spricht einsylbigt. Von Ferne erblickt Bernard sein Lieschen, die ihm entgegen geht; er fliegt voraus, umarmt sie, und läßt Grithe mit Heinz weit hinter sich. -- Heinz zu Grithe: -- Also nicht der Deinige ist Bernard! -- Grithe, schluchsend und unter der Schürze die Thränen verbergend: -- Der Meinige? Indem sie ganz ausser sich die Hand ans Herz drückt: Der Meinige? Hier unter meiner Brust verschliefs ich ihn; aus meiner Brust, Heinz, reißt ihn die ganze

Welt nicht ; ihn allein lieb' ich , nie einen andern.
 -- Er: -- Auch ich , nur eine hab ich geliebt ; lieben werd ich nie eine andere. Ungeliebt , lieb ich.
 -- Sie: -- Auch ich , ungeliebt. -- Er: Grithe , du liegst oder du betriegst dich. -- Sie: -- Wollte Gott , Heinz ; wollte Gott , ach warum nicht überzeugest du mich ? -- Er: -- Welch ein Holz oder Stein der , den du liebest , wenn er nicht tausendfach hinwieder dich liebt ! -- Sie: -- Heinz , o welch ein ganz sonderbarer Mensch bist du ! -- Er: -- Immer doch bieder und gut. -- Sie: -- Dies trau ich dir zu , o , wie gerne von ganzem Herzen trau ichs dir zu ! -- Er: -- Du allein bists , die mich fromm gemacht hat , o , warum nicht itzt auch glücklich machest du mich ? -- Sie: -- Du aber auch mich ? -- Er: -- Holder Engel , vermag ichs ? -- Von Ferne rufen Lise und Bernard : Wo bleibt ihr ? Bereits nieder gehet die Sonne. -- Heinz: -- Auf gehet sie mir ; gut ist mir Grithe. -- Lise: -- Ja , herzlich wünsch , aber nur alsdann glaub ichs , wenn du , Grithe , diese Nacht ihm den Kiltgang vergönnest. -- Grithe , lächelnd : Unter der Bedingung , dafs du , Lise , die ihn so grausam

einst vor meiner Thüre abwies, ihn nun ehrenvoll und triumphirend einführest bey mir.

Auf die lange Trennung folgen die seligsten Tage. Immer zwar einfach und ländlich, aber reizend und in edelm Geschmacke sind das Kleiderzeug und Geräthe, womit Heinz Grithen beschenkt; ihren reichen Haarschmuck beschattet er mit dem feinsten Strohhuthe von seiner eigenen Arbeit, und um den Huth macht er die fliegenden Bänder an einer Crystalschnalle fest; einfach und ländlich kleidet auch er sich; die ersten Wochen nach seiner Zurückkunft benutzt er zur Anschaffung einer bequemen Hütte, zur Fortsetzung seines Warenverkehrs, zur Gründung eines Erwerbes für arme Kinder, denen er Anleitung giebt, aus Pappeln, Weiden und andern Gewächsen Wolle zu sammeln. Voll Sehnsucht sieht er dem nahen Tage entgegen, wo er die Verlobte unter sein Dach führen kann. Ach, welcher böse Dämon schreckt sie auf einmal zurück! So zärtlich und innig hängt sie an Heinzen, und warum denn will sie von ihm die Hand zurückziehen, warum so ängstlich bebt sie vor dem Gedanken zurück, mit dem Geliebten

ihres Herzens unter gleichem Dache leben zu müssen! Diefs ist ein Geheimniß, das sie vor ihm unerbittlich verbirgt. Umsonst sind alle seine noch so dringenden Bitten und Klagen. Voll Verzweiflung droht er ihr, sich von neuem und für immer in die weite fremde Welt hinaus zu werfen; fufsfällig fleht sie: Mein Heinz, nur diefs nicht; nur von unsern Gefilden entferne dich nicht! Unerklärbar ist für ihn in demselben Herzen so viel Zuneigung und so viel Abneigung; hierüber zieht er den Alten zu Rathe. So heifst unter dem Hirtenvolke der ehrwürdige Greis, den wegen seiner Weisheit freywillig Jedermann zu Rathe zieht und als Schiedsrichter verehrt. --

Der Alte: So eröffn' uns denn den Grund deiner Abneigung. — Grithe: — Ich kann, ich darf nicht. — Heinz: -- O wie unglücklich machst du deinen Heinz! -- Grithe: -- Unglücklich machst du dich selbst. Armer Heinz, bethen will ich für dich; für dich kann ich nichts thun, als bethen. -- Der Alte: -- Für dich, Kind, laß uns bethen; ich fürchte, nicht recht bist du bey Sinnen. -- Grithe: -- Bey Sinnen ist Er nicht;

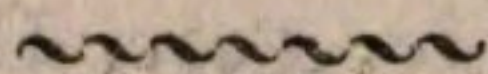
weh, weh, gefesselt ist seine Seele, verkauft der Unholdin. -- Der Alte: -- Grithen quält Eifersucht. -- Heinz: -- Wenn ich je neben ihr ein anderes Mädchen liebe oder geliebt habe, so schlage mich zu Grithens Füßen der Wetterstrahl nieder. -- Der Alte: -- Mir schaudert. -- Grithe: -- Noch so schauderhaft, mich ängstigt der Schwur nicht. Ich weiß, daß er mich liebt, und ausschliessend mich liebt. -- Der Alte: -- Närrin, warum also nicht unter sein Dach willst du eingehen? -- Grithe: -- Unter dem Dache verbirgt er eine -- nein, verrathen darf ich ihn nicht; oder, Heinz, darf ich? -- Heinz: -- Damit erweistest du mir die größte Wohlthat. -- Grithe: -- Ins Ohr sag ichs dir. -- Heinz, nachdem sie ihm das Wort ins Ohr geraunt hat, ruft laut und hochlachend: Eine Alraun! -- Der Alte: -- Eine Alraun? Ha, ha! -- Grithe: -- Zum Lachen find ich nichts; ja, leider eine Alraun. -- Der Alte: -- Kind, und damit was meinst du? -- Grithe: -- Noch besser versteht ihrs, als ich. Es ist eine Kröte. -- Heinz: -- Und zur Eifersucht reizt dich, ha, ha, eine Kröte! -- Grithe: -- In dem Ungeheuer

steckt ein Geist, dem sich der arme Heinz verkauft, damit er ihn reich mache. — Der Alte: — Mehr Verstand hätt' ich dir zugetraut, Grithe. — Grithe: — Wenigstens gehts mit rechten Dingen nicht zu, daß der arme Heinz euf einmal so reich ist. Nur solltest du, ehrwürdiger Greis, sehen, wie es unter seinem Dache aussieht. — Der Alte: — Auf der Stelle nehmen wir den Augenschein ein; du gehst mit, Grithe. — Grithe: — Aber an deiner Seite, Mann Gottes,

Nachdem sie in Heinzens Wohnung der Reihe nach Alles und Jedes gemustert hatten, das Geräthe, die Werkzeuge, Heinzens schön geflochtene Körbe und Stühle, die Töpfe und Schüsseln, die aufgehäuften Crystallen, Kräuter und andre Waaren, läßt der Alte Heinzen umständlich seine Reisen beschreiben; wechselweise voll Erstaunen, voll ängstlicher und froher Unruhe horcht auf die Erzählung Grithe: unter Dank- und Freudenthränen fällt sie am Ende Heinzen zu Füßen: Ein guter Engel, ruft sie, kein böser ists, der dich begleitet und reich macht. — Heinz, lachend: — Weissest du nun, wer meine Alraun ist? Du, Grithe! — Der Alte,

indem er dem Gespräche eine ernsthafte Wendung giebt: — Wie gelangst du zur Ueberzeugung, Grithe, daß der Reichthum nicht fluchwürdig, sondern segenvoll sey? Nur Acht haben mußt du, wie und auf welche Weise er erworben, wie und auf welche Weise er gebraucht werde. Wie Heinz ihn erworben habe, weissest du nun; wie er ihn anwende, weiß ich: Verzeih mir, guter Heinz, wenn ich dein Geheimniß verrathe; niemand anderm verrath ichs, als ihr, die ja mit dir Eine Seele, Ein Herz ist. So vernimm denn, Grithe, daß mir unter Hand Heinz bereits die Mittel und Hülfquellen entdeckt hat, wodurch er weit umher den Armen Brod, den Müßigen Erwerb, den Lernbegierigen Unterweisung verschafft. — Unter vermischten Empfindungen von süßer Wehmuth und heiligem Unmuth ruft Grithe: Wie aber ists möglich, daß ein so edler Mensch so abscheulich ins Gesehrey kommen kann! — Der Alte: — Ein andermal erklär ich dir dies; für itzt treft Anstalt zum hochzeitlichen Feste, bey dem ich selbst unter der Versammlung aller Hirten und Hirtinnen mit segnender Hand die eurigen vereinigen werde.

Unter hohem Jubel feyert die ganze Gegend Grithens Hochzeitfest. Dabey läßt sich allein Wolfgang nicht sehen. Durchgängig bekannt ists, daß er seit langem durch alle nur möglichen Ränke Grithen zu verführen gesucht hat. Er wars, der, um sie von Heinzen abwendig zu machen, das Gerüchte von seiner Alraun ausstreute.



Der moderne irrende Ritter.

Auf dem einsamen Landsitze Schwanau verlebte Eduard von Veltheim im Umgange der Musen und Grazien, im Umgange bald seines Mentors, des Pfarrers, bald an der Seite von dessen Tochter Rosine die seligsten Jugendtage. Plötzlich trübt den Himmel der Unschuld und Liebe ein schwarzer Zauberer. Hoch und theuer schwört Eduards Vormünder, der Baron von Schwanau, der reiche Mündel soll; so bald sie aus der Pension zurückkomme, seine Nichte Sophien heirathen. Um Vergebung, sagt Eduard, zu späte kömmt der Vorschlag; bereits mein ganzes Herz besitzt Rosine. Um Vergebung, erwiedert der alte Vormünder,

ändern mag sich dein Herz; meinen Beschlufs änd-
 derst du nicht. Vom Auge, vom Herzen. O bald
 vergessen wird das Mädchen der Junge. Nur ver-
 schwinden laß ichs, nur mach ich es unsichtbar.
 Unter Hand bewegt er den Pfarrer, seine Tochter
 nach Basel zu einer Muhme zu schicken. Ach,
 mit Rosinen verschwinden auch die Musen und
 Grazien; sogleich nach ihrer Entfernung verwan-
 delt sich die paradiesische Gegend von Schwanau
 in die traurigste Wüste, und der schönste Landsitz
 gleicht einer zerfallenen Burg, unter deren Trüm-
 mern der alte Baron wie ein böser Geist haust.
 Nein, länger hält es hier Eduard nicht aus; voll
 Verzweiflung faßt er den heroischen Entschluß zur
 Ritterfahrt durch die Welt, bis er aus der Zauber-
 höhle, aus den Klauen des Ugeheuers die Prin-
 zessin befreyt. Der Engel oder der Heilige, den
 er um Schutz und Beystand anruft, ist ein Ebräer.
 Bey diesem setzt er alle Kostbarkeiten an Gold
 und Edelgestein, die er von den Aeltern und Pa-
 then zum Geschenke erhielt, in baares Geld um;
 ganz insgeheim stiehlt er sich aus dem Schlosse
 weg. Unter der Verkleidung eines Läufers, die

ihm der ebräische Schutzheilige verschafft, kömmt er auf Nebenwegen glücklich nach Basel. Kaum erfragt er Sophiens Wohnung, so eilt er zu ihr: Sie ist spatzieren gegangen, sagte die alte Muhme, die halb blind ist. — Eduard: — Ich komme von Schwanau. — Du lieber Himmel! Also wissen sie auch von dem Jammer, unterbricht ihn die Alte! Da lesen sie. — Ein Brief ists vom Pfarrer, voll von Eduards eigner Geschichte; dabey eine Beylage von dem Baron, worin es heist: Im Falle, dafs Eduard von Veltheim in Basel ertappt wird, so ersuch ich die Polizey, ihn so lange scharf bewachen zu lassen, bis ich ihn abhole. — Eduard: — Ganz richtig; gerade darum bin ich hier. — Die Alte: — Sie also holen ihn ab? Wo ist er? — Eduard: — Ja, wenn er nicht hier ist, zum H**, wo mag er sonst seyn? Gute Madame, verstehen sie mich nicht unrecht; nicht ihn hol ich zurück, sondern sie. Der Baron, in dessen Diensten ich stehe, und der Pfarrer sind klug. Sogleich nach dem Abgange der Briefe kamen sie überein, dafs die Anrufung der Polizey ganz unnöthig sey. Du Görg, sagten sie zu mir, eilig flieg du hin;

bring du nur Rosinen zurück; von selbst zurück kehrt alsdenn der Junker. — Die Alte: — Wohl ausgedacht; sehr wohl. So ungern ich mich von der guten frommen Rosine losreisse, fürwahr, so dank ich gleichwohl dem Himmel, wenn sie, mein Lieber, das Mädchen, wohl behalten, in die Arme des Vaters zurückführen. Gut und fromm ist es, aber Jugend — nehmen sie's nicht ungut, Jugend ist nicht Alter. Das arme Kind, o es verräth sich. Letzthin überraschte ich es unterm Schreiben. Es war ein Brief voll süsser zärtlicher Wehmuth an einen gewissen Eduard in Schwanau. — Eduard: — Der Junker ists. O wehe! Pfiffig ist der. Wofern er hier Rosinen einholt, so läuft er mit dem Raub über Thal und Gebirg. Nein, gute Frau, ihn hindern keine Wachen, kein Riegel. Unter uns gesagt, ganz orthodox ist er nicht; wohl gar ein Freygeist. Davor steh ich nicht gut, daß er nicht Hexerey treibt. -- Die Alte: -- Um des Himmels willen, retten sie, schützen sie Sophien; beeilen sie sich; führen sie das arme Kind unter des Vaters Obdach zurück. -- Eduard: -- Sogleich morgens um vier Uhr reise ich mit ihr. Flugs

alles was ihr gehört, packen wir ein! Während dafs sie zusammen packen, tritt Rosinen ins Zimmer; bey Eduards Anblicke tritt sie erschrocken zurück; wechselweise erröthet und erblafst sie; er aber, ohne dafs es die halbblinde Muhme gewahr wird, giebt ihr bedeutende Winke, indem er sagt: Mich, den guten Görgen erwarteten sie wohl nicht hier in Basel; hieher schickt mich der Baron; morgens begleite ich sie nach Schwanau zurück; sie sehen, dafs bereits eingepackt wird; helfen sie mit! -- Die Alte: -- Ja, Mädchen, so leid es mir thut, länger aufhalten darf ich dich nicht. Bedenk nur, wenn der gottlose Eduard dich hier finden, dich entführen sollte! -- Nach einiger Ueberlegung sagt Sophie: Heimreisen will ich, nur nicht mit ihm. -- Die Alte: -- Wie? Den Junker abwarten willst du? Ihn, den Verführer? Nein, meine Herzens - Rosine anvertrau ich nur diesem Herrn; wenn ich recht verstanden habe, dem Herrn Geörg. Rosine: -- Geörg oder Eduard, dies ist mir all eins; kurz, heimreisen will ich, aber ohne Begleit. -- Die Alte: -- Närrin, und wenn unterwegs dich der Junker einholt, wenn er dich über Thal

und Gebirg wegführt? Nicht wahr, Herr Geörg, pfiffig ist er? -- Eduard: -- Wofern sie ohne Begleit, ohne mich reisen, wie leicht fallen sie nicht ihm in die Hände? Wofern sie um Hülfe schreyen und ihn verrathen, wessen Schuld ists, wenn er zwischen vier Mauern eingesperrt wird? Indem er's sagt, blickt er sie wehmuthsvoll an, dafs sie zu wanken beginnt; wenigstens verrathen darf sie ihn nicht. O der armen Rosine! In Gefahr sieht sie auf der einen Seite Eduards Ehre, Freyheit, Ruhe und Leben; in Gefahr auf der andern Seite ihren Namen, ihr Herz; ach! und ihr Herz ist, ohne dafs sie es weifs, einverstanden mit Eduard. Nach peinlichem Kampfe mit sich selbst während der schlaflosen Nacht, schleppt sie am Morgen die Muhme in Eduards Wagen: Tragen sie Sorge, ruft sie Eduard nach, zu meiner Rosine! O gewifs, ruft unter hoher Betheurung dieser zurück, mir entreifst sie kein Räuber, mir keine Fee! Während dafs sie auf der Strafse fortrollen, sitzt das Mädchen traurig, in sich gekehrt, tief beechämt, die Schürze vor dem Gesichte; endlich bricht es in einen Thränenstrom aus, indem es dem Begleiter

vorwirft: Du machst nicht nur mich unglücklich, sondern auch dich; unglücklich machen wir beyde ihn, der uns so innig liebt, meinen Vater, deinen Erzieher. -- Eduard: -- Schreiben will ich ihm, wir haben uns verheirathet, und sogleich nach Antretung meiner Volljährigkeit eilen wir in des Vaters Arme zurück. Nicht weiter kümmern wir uns hernach um den Vormänder. — Rosine: — Guter Junge, wie weit noch entfernt, wie unsicher ist nicht diese Aussicht? — Eduard: — O während dafs wir Hand in Hand durch die Welt schlentern, von einen Dörfern zum andern, durch Hayn und Flur, über Thal und Gebirg, verfliegen ganze Wochen, wie flüchtige Stunden. — Rosine: — Verfliegen werden auch schneller noch aus dem Beutel die Thaler. Sollen wir betteln gehen, oder uns unter eine Zigeunerbande anwerben lassen? — Eduard: — Immer noch ohngefähr achtzig Louisd'ors besitz ich; lange genug halten sie aus. Bey der nächsten Post lassen wir den Wagen zurück; dem Wirthe anvertrauen wir unser Gepäck; wir reisen zu Fusse; die Hauptstraßen und Städte weichen wir aus; hin und wieder finden wir eine

Dorfhütte, wo wir nach der Reise oder vielmehr nach dem Spatziergange uns gütlich thun können.

Gesagt, gethan. Auf Umwegen langen sie am späten Abend in einem Dorfe an; daselbst nehmen sie im Wirthshause die Einkehr. Neue Verlegenheit: Gleicher Weise bange macht es Rosinen, in gleichem Zimmer mit Eduard, oder ganz allein in einem andern zu schlafen; unter zwey Uebeln wählt sie das geringere, das ist, ein eigenes Zimmer. Um künftig ruhiger schlafen zu können, eilen sie am Morgen zum Pfarrer, mit Bitte, dafs er sogleich über sie den ehlichen Segen spreche. — Der Pfarrer: — Kinder, zum Heirathen seyd ihr zu jung. — Rosine: — Vielleicht wohl wahr; ich habe sechzehn Jahre. -- Eduard: -- Sechzehn Jahre und vier Monate hat sie; ich aber -- bereits das siebzehnte legt' ich zurück; bereits dienstfähig bin ich. -- Der Pfarrer: -- Und wer seyd ihr, woher? -- Rosine: -- Ich -- Rosine -- Eduard, sie unterbrechend: -- Besser, als du, kann ich das sagen. Ja, mein Herr Pfarrer, so heifst sie, Rosine; mich nennt man, wie es ihnen gefällig ist; Georg oder Eduard. -- Pfarrer: -- Dies sind nur

die Taufnamen ; aber die Familien - Namen, Namen des Geburtsortes, kurz, Attestate, Pafsports, Heimathscheine, Empfehlungs-Schreiben von euerm Pfarrer, von euerm Ehegerichte bedarf ich. --

Eduard: -- Mein Herr Pfarrer, sie scherzen. Um sich gegenseitig zu lieben, und gegenseitig sich ewige Treue zu schwören, bedarfs in unsern Lande so vieler Umstände nicht. --

Pfarrer: -- Wie ich sehe, kömmt ihr aus Arkadien, aus irgend einer Idyllenwelt. --

Eduard: -- Aufrichtig, mein Herr, woher wir kommen, wohin wir gehen, wissen wir nicht; nur dies wissen wir, nicht wahr, Rosine? dafs wir mit und ohne Pfarrer, mit oder ohne Copulazion ewig unzertrennt bleiben. Hier, von meinem Blute geschrieben, die heilige Versicherung meiner ehlichen Treue gegen Rosinen. --

Indem diese das Blatt unter ihr Halstuch steckt, beginnt der Pfarrer folgende Vorlesung: Bevor eure Unterschrift gültig seyn kann, mufs ich überzeugt werden, dafs ihr euers eigenen Rechtes, euer eigener Herr seyd; durch authentische Zeugnisse mufs ich wissen, dafs euere Aeltern oder Vormünder, eure Pfarrer und Richter zu eurer Verheirathung

die Einwilligung geben. -- Eduard: -- Ihre Einwilligung? Was kümmert uns diese? -- Pfarrer: -- Sehr wichtig ist sie; wichtig *primo* für Jedes von Euch selbst, damit wenn über kurz oder lang der eine Theil den Ehevertrag brechen wollte, der andre Theil gegen den Ehebrüchigen rechtskräftig vor Gerichte auftreten könne; wichtig *pro secundo* für die aus der Ehe entspringende Leibesfrucht; und wichtig *pro tertio* theils für die Anverwandten, theils für die gesammte Bürgerschaft, damit man voraus wisse, wie und von wem für die Kinder gesorgt werden müsse. -- Eduard: -- O wie viel bequemer und freyer, als das Menschenleben, ist nicht das Leben der Schwalben und Sperlinge? Wohl mögt ich wissen, ob Ewr. Höchehrwürden diesen ohne gerichtliche Attestate auch nicht erlauben, ihr Nestgen zu bauen? -- Pfarrer: -- Gerade weil sie selbst sich ihr Nestgen bauen, und unsers Beystandes nicht bedürfen, bedürfen sie auch keiner Heimaths- und Verlobniss-Scheine. -- Rosine: -- Haben sie Dank, ehrwürdiger Herr, für ihre Belehrung. -- Eduard: -- Sie sind ein guter, weiser Mann, mein Herr Pfarrer, aber sie

sollten bedenken, daß es Ausnahmen giebt. --
 Pfarrer: -- Wenn auf Ausnahmen ihr Anspruch
 machet, wie Mancher wird gleichen Anspruch be-
 haupten? Uebrigens gründet sich ein solcher auf
 Heimathscheine und Zeugnisse. -- Eduard: --
 Nicht länger, mein Herr, fallen wir ihnen be-
 schwerlich. Rosine, wir gehen weiter, und weiter
 -- wärs auch bis in den Stand und Schoofs der
 Natur in Canadiens Wäldern. -- Pfarrer: -- Um
 Vergebung, weiter gehen laß ich euch nicht. Nicht
 umsonst hat euch Gott unter mein Obdach geführt.
 -- Der Pfarrer ruft dem Schulzen, und sagt ihm:
 Da diese Leute keine Pafports haben, so sollten
 wir sie von Dorfe zu Dorfe durch den Haschirer
 nach ihrer Heimath führen lassen, oder über die
 Grenze, da sie aber von guter Geburt zu seyn
 scheinen, so begleitet sie für einmal nur ins Wirths-
 haus zurück, und laßt sie dort so lange bewachen,
 bis ich mittelst der öffentlichen Blätter, ihre viel-
 leicht höchst betrübten Aeltern auf die Spur der
 Verirrten aufmerksam mache. Der Herr, sagt beym
 Weggehen Eduard, treibt die Skrupelosität weit;
 aber er hat doch recht, sagt weinend Rosine.

Bethen sie für uns, ruft sie an der Treppe zum Pfarrer hinauf. Im Wirthshause wird den armen Kindern der Tag lange. Jedermann, der ein- und ausgeht, begast sie, schüttelt den Kopf, bespöttelt oder bemitleidet sie. Um Rosinens Ehre zu schonen, nimmt sie auf des Pfarrers Empfehlung die Wirthin in ihr besonderes Zimmer. Während der Nacht tritt Eduard mit dem Schulzen und der Wache in Unterhandlungen; glücklich kauft er sich vom Hausarreste los, und noch vor Anbruche der Morgensonne setzt er mit Rosinen den Wanderstab weiter. Für einmal, beschließt er, kündigen wir uns nirgends als Liebende an, sondern als Bruder und Schwester. Hoch und theuer schwört Eduard Rosinen, mit ihr, bis zur spätern oder frühern Rückkehr unter das väterliche Obdach, nie anders als Bruder mit der Schwester zu leben. Unaufhörlich schlagen sie Abwege ein. Bey heiterer Witterung bringen sie den Tag unter freyem, offenem Himmel zu; sie nehmen aus dem nächsten Dorfe Brod und Obst, ein paar Flaschen, die eine mit Wein, die andere mit Milch, wohl auch ein Stück von Braten und Backwerk; das Frühstück und Mit-

tagessen geniessen sie bald an der Felsenquelle, bald unter den Schatten des Haines; bey schlechter Witterung oder bey dem Anbruche der Nacht nehmen sie in irgend einer reinlichern, bequèmern Landhütte die Einkehr; immer lassen sie sich durch den nächsten besten Bauerjungen ihr Gepäck nachtragen, und darin einige Musikalien und Bücher; im eigentlichen Sinne, eine Reise ist ihr Leben, aber eine Lustreise. Nein, fatale klägliche Vorfälle verfolgen auch sie. Am späten Abende lagern sie sich auf einer felsigten Anhöhe; er streicht die Geige, sie schlägt die Cymbaline; indem sie mit dem entblößten Arme die reizendsten Bewegungen macht, und hinter dem Instrumente nur halb die losen schlüpfrigen Blicke verbirgt, bezaubert ihn die naive Coketterie; hin wirft er die Geige, und feuervoll drückt er Rosinen an die hochklopfende Brust. Während dafs sie ihn muthwillig zurückstößt, entglitscht ihm der Fuß; plötzlich stürzt er ins Tobel hinab; wenig fehlt, dafs sie nicht voll Verzweiflung ihm nachstürzt; von unten herauf ruft er, dafs er sich nicht im geringsten verletzt habe. Hin und her kehrt er sich, ach, nirgends kein

Weg zum Wiedererklimmen der Anhöhe. Wehklagend verbreitet sie die Hände, und schlägt sie über dem Kopfe zusammen; hingeworfen aufs Knie, ruft sie zum Monde empor: Wie bringt dort unten Eduard die Nacht zu, wie Rosine hier oben? Auf ihr Geschrey naht sich von Ferne ein Junge. Ha, des Ruchlosen, er sieht nicht ihren Jammer, nur ihre Jugend und Schönheit; voll Wuth reißt sie aus seiner Umarmung sich los, er aber zieht sie vom Rande des Abgrundes zurück. O des armen Eduards, hören muß er, wie sie den Verfolger liebkoset, und unter blinder Eifersucht begreift er nicht, warum sie es thut. Ach, wenn der wilde Faun nur ihren Geliebten aus dem Tobel emporzieht, gerne läßt sie Alles geschehen. Wie aber? Wacht nicht über Jungfräulichkeit ein besonderer Schutzengel? Von Ferne pfeift man; beym durchdringenden Tone, der ohne Zweifel dem Hirtenjungen bekannt seyn muß, kehrt erschrocken dieser zurück; er erblickt den Meister, der ihn auf die Spur eines verirreten Lammes ausgeschickt hat. Athemlos eilt auf ihn Rosine zu, Durch ihr Flehen bewegt, macht er zu Eduards Rettung Anstalt;

er läßt Stricke und Seile herab, an welchen er mit dem Jungen (wobey auch Rosine geschäftig ist) Eduard glücklich hinaufzieht. Angst und Schrecken verursachen Rosinen ein Fieber; um so viel mehr vermehrt sich das Fieber, indem sich ein furchtbares Gewitter erhebt. Unaufhörlich vom Blitz und Donner verfolgt, und vom Platzregen durchnetzt, langt Rosine ohnmächtig in der Waldhütte an, wo sie nur ein Lager von Heu findet. Ueber eine Stunde weit holt man den Arzt; nach dessen Vorkehr wird die Kranke auf einem kleinen Leiterwagen ins nächste Dorf gefahren; mitleidig nimmt sie der Dorfpriester auf, dem zum voraus Eduard für ein paar Monate Hausmiethe und Kostgeld bezahlt. Nach einiger Erholung vom Fieber, verlegt hier im Pfarrhose Rosine mit dem vorgeblichen Bruder die ruhigsten Tage. Von hier aus schreibt sie reuvoll an den Vater; leider erfährt sie nicht, ob die Briefe verloren gehen oder anlangen. In der Unterhaltung mit dem ehrwürdigen Priester und mit seinen Büchern erneuert Eduard seine gelehrten Studien. Wie gern hätte er sich hier für Jahr und Tag einquartirt: allein da sein

Beutel je länger je mehr einschrumpfte, mußte er nach Rosinens gänzlicher Wiederherstellung gern oder ungern auf neue Abenteuer ausgehen. Auch in der poetischen, in der Roman- oder Idyllenwelt zieht man sich ohne Brod und Erwerb eben so wenig durch, als in der gemeinbürgerlichen oder Alltagswelt. Was bleibt mir nun übrig, seufzt er; nicht einmal zum Bauernknechte, zum Holzhauer taug' ich; ha, setzt er mit verbissener Lippe hinzu, doch vielleicht zum Bänkelsänger, zum Comödianten! Nein, erniedrigen darf ich mich nicht, ohne daß ich mit mir sie erniedrige, die ich anbethe, meine Rosine! Aus den ernsthaften Betrachtungen weckt ihn beym Vorbeygehen ein Tanzbär, mit dem der Führer auf dem nächsten Markte sein Glück machen will: Aber doch, sagt Eduard zu Rosine, nicht unerlaubt ist der Spafs, wenn wir zum Besten des Bärenführers auf die Veredlung einer so schönen Kunst, wie der Barentanz, bedacht sind. Indem aufm Markte diesen Tanz er mit der Geige und sie mit der Cymbale begleiten, vermehrt sich der Zulauf; aus jedem Fenster sieht man nach dem hübschen, musikalischen Paare nicht

weniger mit Lust, als nach dem tanzenden Bären; mit Entzücken sieht und hört Rosinen besonders ein kurzer, runder Mann von hochrothem Gesichte, der Crösus des Städtchens; eben regalirt er einige wandernde Dorfcomödianten, und zu ihnen ladet er auch Eduard und Rosinen ein. Umsonst sind jede Ausflucht und Einwendung; aus Deferenz für den reichen Fabrikanten, Herrn Dykling, den hohen Mäzenaten von Borgfelden, tritt wenigstens für ein paar Wochen Eduard mit Rosinen in die Schauspieler-Gesellschaft; wirklich begeben sie sich am Abend späte mit dieser Gesellschaft nach dem Städtchen. Sehr gerne freylich hätte Herr Dykling die holde Circassierinn, wie er Rosinen zu nennen beliebte, bey sich in seinem Gartenhause vor dem Städtchen beherbergt, und, wie es den Anschein hatte, wär auch sie nicht weniger gerne bey ihm, einem so muntern und gefälligen Manne geblieben: Eigensinnig aber und nicht ohne Aeusserung von Eifersucht, rifs sie bey nahe gewaltsam ihr vorgeblicher Bruder mit sich. Jeden Tag besuchte der hohe Mäzen entweder in der Stadt die Schaubühne oder vor der Stadt bewirthete er die Schauspieler-

Gesellschaft. Mit ihm trieben die Comödianten ihr Spiel, bey der leidenschaftlichen Vorliebe aber, die er gegen Rosinen verrieth, war Eduarden nicht wohl zu Muthe, und eben so wenig Roxelanen, einer Schauspielerin, die gegen den Sultan, der sie seit Rosinens Erscheinung hintan setzt, furchtbare Rache beschliesst. Zur Befriedigung der Rache tritt sie insgeheim mit Rosinen selbst in Berathschlangung. Ins Ohr raunt diese dem Herrn Dykling, dafs sie vielleicht ihr Bruder ganz allein zurücklassen würde, wofern sie ihm nur auf die Abreise ein Grupp Thaler mitgeben könnte; hoch erfreut giebt ihr Herr Dykling das Geld; hoch erfreut giebt sie's dem Bruder: Bisher, sagt sie ihm, pflegtest du mich; an mir ist nunmehr die Reihe, dafs ich für dich Sorge. Aeusserst erbittert, wirft er ihr das Geld vor die Füsse; traurig hebt sie es auf. -- Eduard: -- Ewig hass' und verabscheu ich dich. -- Weinend will sie ihn an die Brust drücken, er aber reifst sich los, fliegt vor die Thüre, die Treppe hinab; umsonst ruft sie ihn wehklagend zurück; seinen liebsten Cameraden aus der Gesellschaft schickt sie eilig ihm nach; sie selbst aber hält mit

Gewalt Roxelane am Arme zurück. Während daß Eduarden sein Camerad einholt, und ihn über Roxelanens Anschlag gegen den Herrn Dykling aufklärt, holt dieser Rosinen in sein Gartenhaus ab; gegen alle Erwartung begegnet sie ihm mit hoher Verachtung; sie verschließt sich vor ihm und will ihn nie wieder sehen. Noch neu ist das Mädchen, sagt Roxelane zu Dykling, sie machen es wild-scheu. Geduld! In Zeit einer Viertelstunde bring ichs zu sich selbst, und alsdann führen sie es im Triumphe hinaus. Mit den Worten verläßt sie ihn, und begiebt sich in Rosinens Cabinette. Was unter dem Riegel im Rathe der Göttinnen erkannt worden sey, verräth bald der Erfolg; kurz, endlich noch am spätern Abend führt beyde Göttinnen Dykling vors Thor in den Garten. Wie hochbese-ligt ist er; heym Souper fin ganz allein er zwischen Freundschaft und Liebe, das ist, zwischen Roxelanen und Rosinen! Um diese zu seinen Gun-sten geschmeidig zu machen, verschwendet jene allen Reichthum ihrer Sophistik und Redekunst; er aber verschwendet all sein Gold und Silber; voll Dank gegen Roxelanen und voll Liebe gegen Rosinen

vertheilt er unter sie das kostbarste Geschmeide. O Himmel! Plötzlich pflanzen sich vor die Thüre bewaffnete Wachen, und ins Zimmer tritt ein Polizeybeamter: Sehr leid thut es mir, beginnt er, sie in der späten Nacht und in so guter Gesellschaft zu beunruhigen. Pardon, fährt er fort, die Damen mögen sich mittlerweile seitwärts begeben. — Wirklich begeben sich diese sogleich hinab ins untere Zimmer. Vertraulich erzählt ihm nun der Beamte: Unter dem der Regierung eingegebenen Memoriale befinde sich auch sein Name, übrigens werden die Unterzeichner Morgens sogleich nach dem ersten Verhöre (nur mit Ausnahme der Hauptaufwiegler) wieder auf freyen Fuß gestellt werden; aus Achtsamkeit für den Herrn Dykling und um ihn im Schlafzimmer nicht zu beunruhigen, sollen die Wachen sich vor der Thüre aufhalten, und nur darauf Acht haben, daß Niemand weder hinein noch hinaus gehe. Höflich entfernt sich der Polizeydiener; noch vor Tage schleichen auch die Wachen, ohne von Herrn Dykling Abschied zu nehmen, ganz in der Stille davon; es waren verkleidete Comödianten, unter dem Oberbefehle von

Roxelanen und Rosinen. Jene kehrte mit ihren Leuten zurück nach der Stadt, diese verbarg sich mit Eduard im nahen Waldgebirge unter einer zerfallenen Burg: — Eduard: — Gedankt sey dem Himmel! Gerettet sind wir aus der schlimmen Gesellschaft. — Rosine: — Gerettet von Hunger und Mangel. — Eduard: — Geseget indess kann für uns Dyklings Geld nicht seyn. — Rosine: — Verdienet hab ichs. — Indem sie Eduarden fest umklammert, sagt sie: Hier entläufst du mir nicht! Ja, noch so ärgerlich magst du mir ins Gesicht sehen, verdienet hab ich das Geld; nicht ohne saure Arbeit, aber auch nicht mit Unehre. — Eduard, unwillig: Nicht mit Unehre? O Schwester, beym Hin- und Herreisen, unter schlechten leichtfertigen Menschen, wie leicht stumpft sich das feinere Sittengefühl ab! — Rosine: — O Brüderchen, unterm Hin- und Herreisen, unter der bösen Welt, wie leicht beschleichen auch das gute Herz mit oder ohne Grund Mißtrauen und Eifersucht! — Eduard: — Geschehen ist nun die Sache; ungeschehen mach' ich sie nicht. Aber doch bedauern darf ichs, daß du das Geld nicht auf unschuldi-

gere Weise erworben hast? — Rosine: — Nicht auf unsehudigere Weise? Waare um Waare. Was verlangt er von mir, und was erhält er? Er? Ob Gott will, doch mich selbst, doch nicht mein Herz. Wer diefs verlangt, der setze daran das seinige! Ein Herz hat er nicht; gewifs nicht von gleichem Werthe mit dem meinigen. Wie? Um Geld glaubt ers kaufen zu können? Zugleich also ein Narr und ein Betrieger, ein Bösewicht ist er. — Eduard: — Mit ihm also hättest du überall dich nicht einlassen sollen. — Rosine: — Mit ihm liefs ich mich nicht ein. Hindern konnt' ich doch nicht, dafs er — Pardon, Brüdergen, — mein artiges Gesicht sah. Lust fand er daran. Wer bezahlt nicht gerne die Lust, die ihm ein Gastmahl, ein Schauspiel, eine Lustfahrt verschafft? Warum nicht auch das Vergnügen, das ihm mein Anblick verursacht? Entziehen konnt ich ihm meinen Anblick. Brüdergen, was verschlägts dir, wenn mich oder mein Bildnifs auch noch ein Andrer begaft? — Eduard: — Grofse Freude und Ehre für dich. — Rosine: — Gerade so, wie für den Künstler, der sich und sein Kunstwerk um Geld sehen läfst. Jedes Ding

hat seinen Preiß, Brüdergen, seinen Affektionspreiß. Und wenn ich mich unter fünfzig Louisd'ors nicht will sehen lassen, und wenn mir die Summe ein Kenner, ein Dilettante, wie Herr Dykling, nicht ungerne bezahlt, welches Gericht oder Gesetz untersagt es? -- Eduard: -- Auf Ausstellung aber folgt Feilbietung. Schwestergen, zu noch anderm Genusse macht Vorgenußs Hoffnung. -- Rosine: -- Behüte Gott! Hoffnung? Und doch, in wiefern ich sie unerfüllt lassen darf, mag ich sie dem Liebhaber gönnen. -- Eduard: -- Sophistin! Betriegerin! -- Rosine: -- Den Dykling betrog nicht ich; er selbst betrog sich. Wohlfeil noch gelangt er zur Klugheit, wenn ihn das *Souper fin* zwischen Freundschaft und Liebe klug gemacht hat.

Unter den sokratischen Gesprächen erstiegen sie unangefochten die Anhöhe; von der Anhöhe erblickten sie das Schinznacher-Bad: Abwaschen können wir dort den Staub, der uns von der Bühne, den Koth, der uns von Dyklings Gartenhause noch ankleben mag; in einer feinern Welt legen wir die unfeinere Lebensart ab. Nein, wendet Eduard

ein, vornehm thun dürfen wir nicht; das Geld müssen wir sparen. O davor bewahr uns Rosinens guter Schutzengel, daß wir je wieder aus Noth und Mangel irgend einem Dykling uns nähern! Wohlan, wenn wir's durch Kunst und Arbeit erwerben, so schmeckt uns das Mittagessen besser. Lustig tanzt er mit Rosinen hinab nach der Vorhalle des Badhauses; dort unter großem Zulaufe der Gäste spielt er auf der Geige, und sie auf der Cymbale. Nach reichlicher Einsammlung genießen sie, obgleich unter der Dienerschaft, die Mahlzeit mit mehr Lust und Eßlust, als am ersten Tische manche hochadeliche Herrschaft; glücklicher oder unglücklicher Weise aber erblickt sie ein alter Bekannter, der Mann mit dem Bären und Affen. Ist er ein Zauberer, und, wenn er es ist, ein guter oder ein böser? Ists nicht er, der sie auch schon in gefährliche Labyrinth geführt hat? Je nun, ihrem Schicksale und dem Bärenführer widerstehen sie nicht; auf dringendes Zureden begleiten sie den letztern aus den Bädern von Schinznacht in die Bäder von Baden. Unter zahlreichem Zulaufe beginnen sie am Ufer der Limmat ihr Spiel; ganz mimisch und

emblematisch treibt es Rosine ; jetzt führt sie den Bären zum Tanz auf, und, wenn ihn die leichte zephyrische Tänzerin rund um den Cirkus müde gejagt hat, schwingt sie sich auf seinen Rücken, und singt bezaubernd ihr Triumphlied ; ach, behaglich sieht der fette Domherr dem Spiele zu ; wenig ahnet ihm, wie leicht die Circe in einen solchen Tanzbären auch Se. Hochwürden umwandle ; jetzt empfängt sie unter kokettischen Gebehrden die Huldigungen des Affen ; unter Händeklatschen und lautem Gelächter bewundert seine galanten Complimente der Stutzer, ach, und ihm träumet nicht, dafs der Affe ihn selbst spielt. Mitten im Kraise so vieler zweybeinigten Bären und Affen wählt Rosine zum Gegenstande ihrer Eroberungssucht den Domherrn aus. Ohnehin der müssigste unter allen ihren Bewundern ist dieser, der ungebundenste, wohl auch derjenige, dem sie mit der wenigsten Verletzung des Gewissens -- behüte! -- ja nicht das Herz, aber doch die Goldbörse ablocken kann. Seitwärts beredet der Domherr den Bärenführer ; (wohl doch nicht aus Sympathie gegen den Bären) dafs er sich mit seiner Familie in demselben Bad-

hofe niederlasse, in welchem auch er einquartirt ist. Des Barentanzes wird Se. Hochwürden nie satt; bey'm Mittagessen, bey'm Abendthee wird auf dem Platze vor dem Speisesaale unaufhörlich der Tanz wiederholt. Gott Amor ist schlau; zur Beseeligung eines Liebhabers, wie der Domherr, bedient er sich wohl auch der Bärengestalt. Sehr bald nähert sich Rosinen der Domherr; er hält sie und ihre Gesellschaft gastfrey, insgeheim macht er ihr reiche Geschenke; jeden Abend nach Tische lagern sie sich auf der Banke vor dem Speisesaal; unersättlich und tief in die Nacht hört er ihrem Gesange zu. So weit recht gut: aber endlich kann er sich von ihr so wenig losreissen, dafs er vor Liebe stirbt, wenn sie sich nicht entschließt, seine Haushälterin zu werden. Bewahr Gott! Nein, zum zweytenmale stürzt sie sich nicht in Gefahr. Dringend bittet sie Eduard, mit ihr weiter zu ziehen. Wirklich macht sich dieser auf jeden Moment zur Abreise bereit; vorher aber wünscht er doch, sich bey dem Domherrn in gutes Andenken zu setzen, und von ihm ein Andenken auf den Weg mit zu nehmen. Nachdem er hierüber (ohne Rosinens

Vorwissen) mit dem Bärenführer die nöthige Abrede getroffen hatte, raunte er dem Domherr ins Ohr: Allzu schüchtern noch ist Rosine; um das zarte Vögelchen heimlich zu machen, weiß ich nur Ein Mittel. Ueberrascht werden muß es im Schlafkämmerlein, aber ja ohne Laterne; draussen vor der Thüre steh' alsdenn, als treues Brüdergen, ich Schildwache. -- Voll Entzücken umarmt ihn der Domherr, indem er ihm seine Goldbörse und seine Uhr zum Geschenke hingiebt. Diese Nacht also gegen zwölf Uhr; gerade neben der Hausflur die Kammer, und hier dazu der Schlüssel. -- Ungeduldig erwartet der Liebhaber die Nacht; um sich mittlerweile in Etwas die Zeit zu verkürzen, geht er ins Schauspielhause. Während dafs er dort sich vergifst, schlägt eilig und ganz Incognito Eduard mit Rosinen den Weg nach Zürich ein. Mit welchem Erstaunen erblickt nicht diese in der Hand von jenem die Goldbörse! An sie kömmt nun die Reihe; sie plagt nun der böse Dämon der Eifersucht; nicht lang indefs läfst er sie in dem Wahne, dafs ihm die Börse von jener dicken Präsidentin geschenkt worden sey, die so gerne mit ihm tête-

à-tête spazieren gegangen: Allein bereits schlägt's eilf Uhr; in Gedanken kehre ich zum Domherrn zurück, und ihn begleite ich zur Schlafkammer; es versteht sich, aus mehr als einem Grunde, aus Furcht und Angst nicht weniger als aus Achtsamkeit nur bis an die Thürschwelle. Ha, schon der erste kurze Augenblick, wo er hinein tritt, ist unbezahlbar. Welche Vorahnungen von nahem seligem Genusse! Hastig entkleidet er sich, leise naht er sich der Geliebten, unter feurigen Küssen weckt er sie auf. Fataler Weise bringt er ihre Nachthaube in Unordnung; hierüber entrüstet, stößt sie ihn unbarmherzig zurück; indem er sie mit beyden Armen umklammert, beißt sie ihn wüthend ins Ohrläppgen. Wenigstens doch macht sie ihm keine Vorwürfe, auch schreyt sie nicht um Hülfe. Vor der Thüre ruft der Bärenführer, den der Liebesritter für Rosinens Brüdergen hält: Nur nicht erschrocken und muthlos; schöner ist nach dem Kampfe der Sieg; du aber, Schwestergen, sey zahm! — Wirklich scheint auf die erkannte Stimme das Schwestergen Gehör geben zu wollen: zu schnell und unbescheiden aber wagt der Ritter einen neuen

noch heftigern Angriff. Welch' eine Lukrezia! Nein, nicht sich selbst durchbohrt sie, zerfleischen will sie den Räuber der Keuschheit. Kläglich und voll Verzweiflung ruft dieser: Zu Hülfe, zu Hülfe, holt den Exorzisten, bringt Weihwasser! Hier hauset der Teufel. Mit ihm steht die Hexe im Bunde; in ein Höllenungeheuer verwandelt sie sich. Draußen stellt sich nun der Bärenführer, als ob er auf das Geschrey so eben und erst jetzt herbeyeile; er öffnet die Thüre; unter falschem Schrecken verbirgt er das Lachen: Um aller Heiligen willen, ruft er, wie kömmt hieher mein Affe, und Ew. Hochwürden, wie kommen sie dazu, sich mit ihm zu balgen? He, Rosine, he, Eduard, herbey. — Hastig durchläuft er die Zimmer, und kömmt mit der Nachricht zurück: Verschwunden sind sie. Mit rechten Dingen geht dies nicht zu. — Meinethalben, unterbricht ihn, tiefgeängstigt, der Domherr, holen mag sie der Teufel! Ihr aber, um des Himmels willen, nur mich rettet vor diesem Teufel, dem Affen! — Der Bärenführer, indem er sich jammernd hinter dem Ohr kratzt und mit dem Fusse stampft: Aber, mein Herr, bedenken sie,

dafs mich die Flucht der Belzebubs - Kinder um die Hälfte meines Broderwerbes bringt! — Der Domherr: — Alles, alles vergüte ich euch, nur dem Affen und seinen mörderischen Klauen entreifst mich! Hoch erhaben und furchtbar, hält zwischen den Kämpfenden der Bärenführer die Waage, wie Zeus zwischen den Trojanern und Griechen. Verlängern oder abkürzen kann er den Krieg; sogleich Frieden gebieten kann er, oder unter den Augen der Götter und Göttinnen, unterm Zulaufe der Badgäste kann er den Heldenkampf fortdauern lassen. Nein, Achtsamkeit hat er für die Würde des Domherrn; er erlöst ihn von dem wüthenden Gegner. Während dafs der Domherr sich ungehindert ankleidet, entkleidet der Bärenführer den Affen.

Inzwischen sind Eduard und Rosine glücklich in Zürich angelangt. Aber, sagt Jedes zum Andern, am Ende ist doch unser Herumstreifen anstößig, und darunter leidet das Gefühl für Anstand und Sittsamkeit. Da wir doch einst wieder in die häusliche und bürgerliche Lebensart und in eine feinere Welt zurücktreten müssen, je nun, so bin ichs

zufrieden, dafs wir uns dazu itzt schon auf der Wanderschaft vorbereiten. Wirklich beginnen sie damit, sich in Zürich nach der Mode zu kleiden, und sich auf öffentlichem Spatziergange und im Concertsaale um bessere Gesellschaft umzusehen. Da nun einmal durch die Freygebigkeit des Domherrn und des Herrn Dyklings ihr Beutel gespickt ist, so machen sie im Wagen eine Lustreise nach Neuenburg. Mit welchem Entzücken umarmt sie dort Sophie, die Nichte des Barons von Schwanau, mit welchem Entzücken der junge Vonwart, beyde ihre vormaligen Kindheitsgefährten! In Pension ist die erstere bey Mamsel Renaud, der letztre bey Professor Meuron. Durch ihre Vermittlung finden sie in den besten Häusern Zutritt. Im Vertrauen eröffnet Sophie Rosinen ihr Liebesverständnifs mit dem jungen Vonwart: Der Oheim, setzt sie hinzu, würde in unsere Verlobnifs nicht ungern einwilligen, allein für einmal sind ihm, wie er mir schreibt, die Hände gebunden; abwarten will er Eduards Zurückkunft. Diesem soll er zu meiner Hand Hoffnung gemacht haben. Eilig ruft Eduarden Rosine herbey; sogleich schreibt dieser an den Vormünder:

Ganz und für immer thu er auf Sophien Verzicht; bereits verlobt sey er mit Rosinen. Eben so schreiben beyde an Rosinens Vater; sie versichern, daß, so bald sie von Hause Verzeihung und väterliche Segnungen erhalten, sie voll Entzücken nach Schwaben zurückkehren werden. Ueber ihr Betragen legt Sophie die günstigsten Zeugnisse bey; dringend empfiehlt sie die Verirrten zur Wiederaufnahme. Leider können diese die Antwort nicht abwarten. Zu späte sehen sie, daß ihr Geldbeutel erschöpft ist; hier in Neuenburg entdecken sie eben so ungern ihren Geldmangel, als ungern sie den Aufwand beschränken. Unter dem Vorwande, einen Freund zu besuchen, geben sie vor, daß sie nach Bern reisen; in Nydau kleiden sie sich um, und, als gemeine Krämerleute, wandern sie zu Fusse nach dem nächsten Dorfe. Im Wirthshause wendet sich an Rosinen ein durchreisender Kaufmann; er kramt vor ihr seine Waaren aus, die feinsten Spitzen, die schönsten Stücke von Seidenzeuge, und erhielt von ihr (während daß Eduard sich mit dem Pfarrer des Ortes auf dem Spatziergange verweilte) tückischer Weise die Erlaubniß, einen Theil seiner

Waaren auf ihr Zimmer bringen zu dürfen. Unter
 galantem Wortwechsel vergafs sie sich so sehr,
 dafs sie, auf sein dringendes Zureden, einige der
 köstlichsten Stücke zum Geschenke annahm. Ohne
 hievon Eduarden etwas merken zu lassen, setzte
 sie sich mit diesem an des Wirths Tisch, wo sie
 sich mit dem Kaufmann ganz unbefangen ins Ge-
 spräch einliefs. Nach Tische begab sie sich, wie
 sie's immer that, in ihr besonderes Schlafzimmer,
 und Eduard sich in das seinige. Wer ist aber
 dieser durchreisende Kaufmann, der so galant und
 so reichlich Rosinen beschenkt hat? Ein Comtoir-
 bedienter von Herrn Dykling, den sie nicht kennt,
 der aber genau sich ihrer erinnert. Um sich bey
 seinem Prinzipalen verdient zu machen, beschliesst
 er die grausamste Rache. Am Morgen frühe macht
 er Anstalten zur Abreise; beym Einpacken beklagt
 er sich, dafs er verschiedene Stücke vermisse,
 und schreyt über Diebstahl. Der Wirth läfst den
 Ammann holen; überall sucht man nach, und end-
 lich findet man, was der Kaufmann vermisst, in
 Rosinens Schlafzimmer; sogleich überliefert die
 arme Avantürriere der Ammann des Ortes an den

Oberamtmann, Ganz ausser sich geräth Eduard; voll Verzweiflung eilt er der Karre nach, auf welcher seine Geliebte ins Gefängniß geführt wird. Ihn stößt man zurück; sie aber, mit dem Angesichte zu Boden geworfen, sieht nichts und hört nichts; vergehen will sie. Erst im Kerker kömmt sie allmählich wieder zu sich. O wie dankt sie dem Himmel, als sie sich in den Kerker eingesperrt sieht! Keinesweges fürchterlich ist für sie das leblose Dunkel; willkommen ist's ihr; es verbirgt sie vor Himmel und Erde, ach, warum nicht zugleich vor ihr selbst! Während der schlaflosen Nacht ruft sie gleichsam am Rande der Ewigkeit die Tage des verflossenen Lebens zurück: Alle Schmach und Schande, sagt sie wehklagend, verdien' ich; zog ich mir muthwillig zu. Verabscheuen mag mich die Welt, weit stärker verabscheu ich mich selbst. Ja wohl, ein Bösewicht ist der Mensch, der mich unter grundfalschem Vorgeben in dieses tiefste Elend gestürzt hat, aber nicht ohne höhere Zulassung thut ers. Was hilfts mir, dafs ich in Rücksicht auf ihn noch so unschuldig bin? Immer doch höchst niederträchtig und strafwürdig bin ich;

immer doch die schändlichste Betriegerin und Diebin. Ha, wie schnell folgt auf den niederträchtigen schwarzen Betrug, den ich jenem Dykling in Borgfelden spielte, die verdiente, die angemessenste Rache! Wie? Damit beschönigte ich meine Anreizungen zum Bösen, meine Höllentücke, dafs ich sie Scherz und Spiel nannte? Wohlan, wenn ein solches Spiel erlaubt ist, warum nicht auch gegen mich? O wie tief gefallen ist jene Rosine! Nein, schon lange nicht mehr jene Rosine, die dort unter der frommen Pfarrhütte der beste, zärtlichste Vater liebevoll, sorgsam gepflegt hat! O Gott, jeder Gedanke, mit dem ich dem Vater mich nähere, fällt Centnerschwer auf die tief gepresste Seele zurück. Weh, zurück denken an den Vater darf die Tochter nicht mehr. O Gott, wenn Er an sie denkt, entweder stirbt er vor Gram oder — — nein, mir fluchet er nicht. O ich fühl es, du bethest für mich! Schmerzhaft erkenn ich meine Verirrung. Hienieden, mein Vater, kehr ich in deine Vaterarme nie wieder zurück, aber dort oben, dort eil' ich dir entgegen: Vater, ich habe gesündigt! Und dort umarmst du versöhnt die verlorne, die wie-

dergefundenene Tochter! — Unter solchen Betrachtungen sieht sie dem Tode voll Sehnsucht entgegen. Warum nicht gelassen und gerne, sagt sie, stirbt die arme Rosine? Nur durch meine Hinopferung erleichtr' ich dir, theuer geliebter Eduard, den Rückweg zur Ehre!

Mittlerweile versucht dieser zu Rosinens Rettung alle nur möglichen Mittel. In der Schenke sieht er unter den jungen Leuten, die das Milizloos zum Abmarsche verdammt, einen halb ohnmächtigen Jüngling, von dem sich sein trostloses Mädchen mit keiner Gewalt will losreißen lassen. Gott sey gedankt, sagt bey sich selbst Eduard, mit Ehre noch geh ich dem Tode entgegen; Gott sey gedankt, indem ich in den Tod gehe, find' ich doch noch Gelegenheit, ein unglückliches Paar wieder glücklich zu machen.

Wirklich tritt an die Stelle des Jünglings er unter die Fahne. Mit dem Gelde, das er erhält, und mit dem Reste von des Domherrn Gelde eilt er am Abende vor seiner Abreise zum Kerkermeister, mit dringender Bitte, daß er's mit Rosinen theile, und daß er bey nächtlicher Weile die arme

Gefangene entwischen lasse; zugleich legt er für diese einen Brief bey, folgenden Inhaltes: „Mit Schmerzen seh ich, daß ich dich auf Irrwege geführt habe. Ach, verloren bist du, wenn du nicht sogleich nach deiner Loslassung in die Arme des Vaters zurückeilest. Er verzeiht dir. Du bist die Verführte; weh mir, dein Verführer bin ich. Wird der Vater auch mir verzeihen? Ja, selbst mir wird er verzeihen, in wiefern ich es bin, -der dich zur Rückkehr unter sein Obdach bewegt. Erst alsdann, wenn ich mein eigener Herr bin, kehr' auch ich zurück. Ewig nur dir gehören meine Hand und mein Herz. Aller Orten, wohin das Schicksal mich führt, unterstützt mich der Gedanke, daß ich ewig dein bin. Hat es aber das Schicksal beschlossen, daß ich nie wieder in deine Arme zurückkehre, so weissest du, daß ich mit dir verlobt bin; wenn ich sterbe, so sterb ich nur in so fern ausgesöhnt mit dem Vormünder, in wiefern er dir von meinem Vermögen wenigstens die Hälfte gewissenhaft zufließen läßt. Die Stunden fliehen. Tausend vermischte Empfindungen drängen sich in meiner Seele, die ich in die deinige ergiessen möchte; ach, was

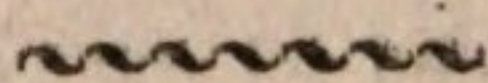
kann, was soll und darf ich dir sagen? Du fühldest selbst, was ich empfinde. Gott begleite dich; aber, Rosine, zum Vater!”

Noch vor Anbruche des Morgens reiset Eduard mit den Rekruten nach Bern. Hievon giebt Rosinen der Kerkermeister umständliche Anzeige; ganz in der Stille öffnet er ihr den Ausgang aus dem Gefängniß; auf ihr dringendes Flehen verschafft er ihr die Kleidung eines Dorfjungen; unter solcher Verkleidung holt sie in Bern die Rekruten ein; unter dem Namen von Werner nimmt sie Handgeld und steckt die Cokarde auf. Welche vermischten Empfindungen ergriffen bey ihrer Wiedererkennung den unglücklichen Eduard, froher Schrecken und traurige Freude! Nein, schwört er im Innern, so peinlich für mich die Trennung seyn wird, immer doch tausendmal lieber seh ich sie allein nach Schwanau zurückgehen, als an meiner Seite — besonders in solcher Gesellschaft — mit gehen. Jeder von den Angeworbenen tritt abgesondert vor ein Krieges-Comité, dem er Tauf- und Heimathschein vorlegen muß. Als die Reihe den Eduard trifft, bittet er, daß man Wernern herein rufe,

indem Jeder von beyden über den andern die besten Nachrichten mittheilen könne. Kaum tritt der vorgebliche Werner über die Schwelle, so fliegt ausser sich Eduard in seine Umarmung. Brust an Brust, unter Strömen von Thränen, sinken sie hin auf den Boden, sprachlos, ganz ohne Besinnung. Endlich raft Eduard sich auf, und, indem er Werner vor den Stuhl des Präsidenten hinzieht, beginnt er mit folgenden Worten: Mein Herr Präsident, ich werde mit ziehen, eher aber laß ich mich hier auf der Stelle todt schlagen, als daß ich zugebe, daß dieser — diese mit ziehe. Schicken sie mich nach Aegypten, nach St. Domingue, kurz, wohin sie immer wollen; nur (fleht er fufsfällig) davor sorgen sie, daß sie — meine Rosine zurückgeschickt werde zu ihrem Vater, dem Pfarrer Walthard zu Schwanau. — Präsident: — Pfarrer Walthard zu Schwanau? Mein alter akademischer Freund, mit dem ich in Göttingen studirte. — Rosine: — Ich, seine unglückliche Tochter. O, mein Herr Präsident, unterstützen sie mich beym Vater, bey ihrem alten Freunde mit ihrer viel vermögenden Fürbitte; aber nicht, ohne daß sie mit

gleich kräftiger Fürbitte auch ihn hier unterstützen, meinen Eduard. Weit unschuldiger und weit unglücklicher, als ich, ist dieser Eduard. — Präsident: — Wer ist aber Er? — Rosine: — Eduard, dem Gerichte sind wir die Wahrheit schuldig. Du siehst, unfreundlich sehen die Herren nicht aus. Gesteh nur, daß du Eduard von Veltheim bist. — Eduard: — Zu heilig ist mir die Asche des Vaters. Ich Elender, den Vater darf ich nicht nennen. — Rosine: — Baron von Veltheim, gewesener Obrist in französischem Dienste. — Einer von den Kriegsräthen, Herr von Bronnenfels, springt von seinem Stuhl auf, und, indem er Eduard umarmet, ruft er: Verläugnen kannst du ihn nicht; ganz des Vaters Züge hast du. Junger Mensch, du also der Sohn meines Herzensfreundes, wirklich der Sohn des Obristen von Veltheim? An meiner Seite fiel er im Treffen. Hört, junge Landläufer, euch beyde kauf ich vom Dienste los. — Präsident: — Aber zugleich leg ich euch in meinem Hause bis auf weitem Befehl Arrest auf. Wirklich werden sie unter Bedeckung in das Haus des Präsidenten gebracht, und daselbst jedes in

seinem besondern Zimmer verwahrt. In erster Instanz wird Eduard zur Abfassung seiner Geschichte verurtheilt. Diese Geschichte sendet der Präsident nach Schwanau; aus Schwanau erhält er auf seine dringenden Fürbitten für beyde Delinquenten Begnadigung, und zwar so wohl von dem Vormünder als von dem Pfarrer.



Die moderne Hetäre.

Weinmann, zuerst relegirter Student, hernach verdorbener Sachwalter, und nun verlassener Garkoch, sieht mit Bedauern, daß sein Gartenhaus nicht mehr besucht wird. Es hat doch, sagt er zu Mutter Babe, eine so günstige Lage gerade ausser der Vorstadt; es ist so niedlich meublirt, und du, Babe, als Haushälterin, sorgst für die beste Bewirthung: aber freylich, seitdem die verwünschte Polizey Lisen und Dorchchen aus unserm Hause ins Zuchthaus versetzt hat, mangelts den Gästen an den feinsten Gerichten, und mit den Dirnen ist aus dem Hause der Segen verschwunden. — Babe: Warum auch zu plump trieben die Dirnen ihr

Spiel? Zur Stubenjungfer bedürfen wir eines Mädchens, das züchtig thun kann. Durch Sittsamkeit entwaffnet es auf der einen Seite die Herren Sitten-Censoren, und auf der andern Seite lockt es nur desto mehr die Gäste an sich. Kurz, Henriette, meine Tochter, bringt uns wieder Segen in die Wirthschaft. Den mögt' ich wohl sehen, der mir armen Mutter verbieten wollte, mein Kind zu mir zu nehmen. Für uns aber ist's ein Capital, das sich mit Tausend vom Hundert verzinset. Wer ist diese Henriette? Wär ich ein Dichter, so säh ich in dem Mädchen fürwahr die geheimnißreichste, wunderthätigste Fee. Geheimnißreich ist ihre Geburt; wunderthätig ihr Spiel. Als Mutter oder doch als mütterliche Muhme pflegte es in der Kindheit Babe; einen Vater hatte es entweder nicht, oder, wie so viele Fürstensöhne und Fürstentöchter des Alterthums, einen Gott oder Halbgott; sogleich nach seiner Geburt erbarmte sich des armen Findelkindes, als wahrer Vater der Wittwen und Waisen, ein hochwürdiger Prälat; er verschafte dem Kinde zuerst in einer Klosterpension, und hernach bey einem Anverwandten, dem Pfarrer zu Freyhofen, eine so

gute Erziehung, daß es noch vor den mannbaren Jahren in alle Mysterien der Liebe eingeweiht wurde, und auch in jener sokratischen Kunst, die Herzen zu fangen, eben so große Fortschritte machte, wie im Schreiben und Lesen, in der Zeichnungskunst und Musik. Kaum war Henriette in Weinmanns Landhause angelangt, so erregte sie weit und breit Aufmerksamkeit; nicht kostbar, aber elegant kleidete sie sich; sie strahlte in der ersten Jugendblüthe; wechselweise muthwillig und schmachkend erhob und senkte sich ihr Auge; wechselweise schreckte sie durch edeln Trotz zurück, und lockte durch freundliches Lächeln; eben so leicht als fest war ihr Gang, und äusserst geschmeidig ihr Cedernwuchs; bezaubernd ihre Stimme, geistreich ihr Umgang; immer sich selbst gleich und immer neu, war sie bald naiv, wie eine Hirtin, bald herablassend, wie eine Göttin. Wie leicht vollendeten nicht die Ausbildung ihrer Talente theils die erfahrene Muhme theils der empfindsame Weinmann! Wohl gönnen mag man es diesem, daß sie das verlassene Haus in einen kleinen Tempel der Grazien umschafft; in ein Heiligthum, wohin Tages und Nachts so viele

Wallfahrten geschehen; wohl gönnen, so lang sich der Cultus, womit man der Göttin huldigt, auf schuldlose Scherze und Spiele beschränkt: Aber wie verabscheuens- und fluchwürdig wird nicht der Diener des Heiligthumes, wenn er die Göttin prostituiert und sie zur feilen Dirne herabwürdigt! Nur in Gesellschaft, bey Tische, beym Piano, in der Gartenlaube liefs anfänglich Henriette sich sehen; lange Zeit beschränkte sie sich nur darauf, die neuen Gäste theils kennen zu lernen, theils zu gewinnen, und erst nach behutsamer Prüfung wählte sie ihre Schlachtopfer aus.

Unter diesen war eines der ersten Herr von Gerald. Das erstemal, als er sie sieht, ergreift ihn süßes Erstaunen; unaufhörlich wirft er nach ihr verstohlen den Blick; sie wird es gewahr; während dafs sich ihre Blicke begegnen, entwischt ihr ein Lächeln; erröthend wendet sie sich zurück, und raunt der Muhme etwas ins Ohr. Den ganzen Abend sucht er sie; wechselweise läfst sie sich von ihm finden, und weicht ihn aus. Mehrere Tage verfliessen, ohne dafs er sie unter vier Augen allein sehen kann. Zur Vertrauten seines Herzens macht

er die Muhme Babe; schon lange kennt er sie als nicht strenge Duégna; seine Geschenke schlägt diese nicht aus, obgleich sie ihm aber jeden Vorschub verspricht, so macht sie ihm doch wenig Hoffnung: Henriette, sagt sie, genofs keine gemeine Erziehung; sie hat Ehrgefühl. Ich fürchte, mein Herr, die geringste Freyheit, die sie sich bey ihr herausnehmen werden, empöre das noch ganz unerfahrene Kind; hiezu kömmt noch, mein Herr, die fatale Geschichte von Lisen und Dorchen. Hoch und theuer schwört Weinmann, ewig nie wieder unter seinem Dache ein Mädchen zu dulden, das der Polizey nur im Geringsten anstössig seyn würde. Unter solchem Geschwätze gelingt's ihr, in Gerald's Brust die Flamme vielmehr zu nähren, als zu schwächen. Zu einer ungewohnten Stunde, wo Gerald sicher war, im Hause keine Gäste zu treffen, läfst ihn Mutter Babe zu Henrietten ins Cabinet schleichen. Wie bezaubernd war nicht für ihn Henriettens Anblick! Im leichten, nachlässigen Morgenkleide, unter dessen Falten sich die schöne Form ihres Wuchses reizend verrieth, mit halb entblößtem Busen, dessen weissen Marmor wohl-

lüstig die braunen Haarlocken schattirten, schien sie wechselweise zu erschrecken und zu zürnen, aber unter so lieblicher Verwirrung, daß, indem sie ihn sanft zurückstieß, sie ihm nur desto mehr Kühnheit einflößte, sich ihr zu nähern; in ihren Bewegungen und in ihrer Mine regten sich unbeschreibliche Grazien; auf ihren Wangen zerschmolz in Schamröthe die Liebe. Er wirft sich ihr zu Füßen; sie scheint gerührt, scheint ohne Besinnung, und richtet mit Güte ihn auf; länger widersteht sie ihm nicht; während daß sie sich unter feurigen Umarmungen hingiebt, überrascht sie Weinmann. Hoch entrüstet, eilt er zurück, schiebt auswärts den Riegel vor, und bricht in einen Strom von Scheltworten und Verwünschungen aus: Drinnen, droht er, bleibst du, schändliche Dirne, ja, drinnen mit ihm, der mich und mein Haus von neuem verschreyt. Aus dem Neste holt euch die Wache. Fürwahr, eine ganz erwünschte Gelegenheit! Nun soll die Polizey erfahren, daß Weinmann nicht der Mann ist, der Unterschleif giebt. Während daß er sich vor der Thüre gebehret, als ob er sich umkleide, bitten und beschwören sie ihn hinter der

Thüre, nur das einzige Mal ihrer zu schonen. Als Vermittlerin fliegt Mutter Babe herbey: Nein, sagt sie zu Weinmann, im Eifer gehst du zu weit. Bedenk, daßs Henriette mein Kind ist; mein einziges; nein, den guten Leumden sollst du ihm nicht rauben. Ach, des armen Kindes! Guter Leumden ist sein ganzes Erbgut. Du weissest, daßs Henriette sittig und fromm ist, Dafür bin ich dir Bürge, daßs dies das erste und letzte Mal ist, wo der Hahn dem Hühnchen so nahe kömmt. Mein Kind ist unschuldig; verführen wollt es Herr Gerald, büssen soll er dafür. Auf ihren Vorschlag kauft dieser damit sich los, daßs er die Repetiruhr, die Goldbörse und eine beträchtliche Geldverschreibung zurückläßt. Gerne löst er hernach die Uhr um den vierfachen Werth wieder ein.

Beynahe keine Woche vergeht, ohne daßs mit dieser glücklichen Karte, ich meyne, mit Henriette, Weinmann grofse Summen gewinnt. Je mehr den Geprellten selbst daran liegt, daßs ihr Verlust im Spiele geheim bleibe, um so viel leichter erhält sich Henriette im Rufe, daßs sie zwar gefällig und aufgeräumt sey, darum aber sich ja nicht zu nahe

treten lasse. Wenn auch der Eine und Andere dem Herrn Windbol ins Ohr raunte, daß man sich vor ihr in Acht nehmen müsse, so beredete er sich, nur aus Eifersucht sprechen die Herren; nur weil ihnen das Mädchen kein Gehör gebe, weil er allein der Hahn im Korb sey. Trunken von Wein und Liebe, erblickt er in Henriette alle Reize der irdischen Venus und alle Tugenden der himmlischen; um ihre Gunst zu erwerben scheint ihm kein Opfer zu groß; schriftlich verspricht er ihr die Ehe und überreicht ihr den Trauring. Nein, für sie ist der Laffe kein Mann; nein, zu altfränkisch ist für sie das ehliche Band; darum aber ist ihr der Trauring nicht weniger theuer; sie weiß, daß ihn Windbols hochansehnliche Familie um jeden Preis zurückkaufen wird. Keuchend und halb von Sinnen begiebt sich Weinmann zu dem Herrn Rathsherrn, Windbols Vater: Um Gottes Willen, fleht er, verzeihen sie mir! Um Gottes Willen geben sie mir Rath, was ich anfangen solle? Die ruchlose Dirne! Eine Schlange habe ich im Busen genährt. Welch ein Schandfleck ist Henriette für mich und mein Haus! — Der Rathsherr: — Ins Zuchthaus mit

ihr. — Weinmann: — Ja, dies wär wohl die
 bester Auskunft: aber leider, leider ist die schänd-
 liche Dirne so züchtig, so untadelhaft; ich fürchte,
 schwerlich werde man ihr im Zuchthause die Auf-
 nahme gönnen. — Der Rathsherr: — So züch-
 tig, so untadelhaft, und doch ein Schandfleck. Freund,
 seyd ihr bey Sinnen? — Weinmann: — Gerade
 darum der abscheulichste Schandfleck. Wollte der
 Himmel, sie wär mit Respekt eine Hure! Ja, als-
 dann wüßst ich leicht Rath, aber leider leider ist sie
 so keusch und rein, wie ein Madonnenbild, Par-
 don, so unschuldig wollte ich sagen, wie ein Kind
 im Mutterleibe; leider leider hat das ehrlose Mensch
 das Ehrgefühl einer Prinzessin. Um Gottes Er-
 bärmen willen, flehte ich sie, stürz mich nicht
 in Schande und Schmach! Alles umsonst; sie stürzt
 mich ins Elend. — Der Rathsherr: — Und wie
 denn ins Elend? — Weinmann: — In die tiefste
 Ungnade, meyn' ich, bey einer hochansehnlichen
 Familie. — Der Rathsherr: — So, so. Nun
 errath ichs; sie trägt ein Kind unter dem Herzen.
 — Weinmann: — Behüte! Wohl sicher sind wir
 davor, aber Ehepfänder hat sie, und mit keinem

Lieb kann ich sie bereden, daßs sie die Pfänder zurückgiebt. -- Der Rathsherr: -- Da finden wir leicht Rath. Zur Kirche, und aus der Kirche ins Brautbeth. -- Weinmann: -- Die Dirne, sie, mit dem Herrn von Windbol, mit ihrem Sohne? -- Grofse Augen macht bey der Auflösung des Räthsels der Rathsherr: Ewig nicht, schwört er. Nach hundert Plänen und Vorschlägen, die Weinmann alle für unausführlich erklärt, macht mit bedächtlicher Mine dieser jenem begreiflich, daßs, so ungern er Henrietten länger unter seinem Dache dulde, er sich doch aus Deferenz für den Herrn Rathsherrn, und zum wahren Heile von dessen Sohne unter schuldiger Devozion einverstehe: Denn, sagt er, wenn ich mich vom Eifer hinreißen lasse, und sie verstosse, wie leicht kann es geschehn, daßs ihr der junge Herr nachläuft? Unter meinem Dache hingegen soll er sie ewig umsonst suchen. O gewifs tritt er bey mir ewig nie wieder über die Schwelle. An mir findet die Dirne einen hundertäugigen Argus, und einen Cerberus an Mutter Babe. So sehr der Rathsherr anfänglich durch Weinmanns Anzeige war in Wuth gejagt worden,

so sehr beruhigte ihn am Ende der treue Eifer und die fromme Ehrlichkeit, womit er das Windbolische Haus aus der Verlegenheit zog. Mehr nicht als tausend Thaler kostete ihn die Wiedereinlösung des Traurings, den freylich Weinmann aus Henriettens Hand nicht ohne Anwendung aller Klugheit und Autorität zurückzog.

Wie vortheilhaft angewendet, sagte seither der Rathsherr oft bey sich selbst, wie leicht zu verschmerzen ist nicht das Geld, das ich dem ehrlichen Weinmann bezahlte! Mittelst des wieder eingelöseten Brautringes nemlich gelang es nicht lange hernach seinem Sohne, Gatte der reichsten Erbin zu werden. Darum aber setzte dieser die Besuche bey Henriette immer noch fort, jedoch freylich seit der Vermählung äusserst geheim. Während dafs sich seine Gattin mehrere Wochen in den Bädern von Schinznach aufhielte, spielte mit ihm Henriette einen neuen Roman; sie stellte sich schwanger; leicht beredete sie ihn, dafs auf Gottes Erdboden Niemand als er zu der Ehre gelangen könne, sie zur Mutter zu machen: Allein so schmeichelhaft für ihn die Ehre seyn mag, so

zittert er doch bey dem Gedanken, wie fürchterlich gewisse Rezensenten, besonders seine Gattin und ihre Anverwandten über den Autor herfallen werden, wofern das Werk nicht anonym, sondern unter Windbols Namen ans Licht treten sollte. — Henriette: — Nein, weder mein Stolz noch meine Vorliebe für sie gestatten, dafs ihr Kind unter meinem Herzen irgend einen andern Namen trage, als den ihrigen; nein, da es das Schicksal gewollt hat, dafs ich nicht ihre Gattin seyn soll, so ist es hier in dieser Brust heilig beschlossen, um keine Güter der Welt werd' ich die Gattin eines Andern. Sie allein besitzen mein Herz. — Nach Erschöpfung aller Beredsamkeit und Erfindungskraft, vereinigen sich beyde zur Ergreifung einer Maafsnahme, welche nur die äusserste Verzweiflung eingeben kann. Nach der vorgeblichen Niederkunft verbirgt Henriette das entseelte Kind so lang in einer Schachtel, bis es Windbol abholt. Bey nächtlicher Weile trägt ers (eine Puppe von Wachs) in den Garten. Während dafs ers verscharret, überrascht ihn mit geladener Pistole Weinmann: Um Gottes Willen, sagt er leise, auf einen

Dieben gieng ich los, und nun sehe ich, daß sie es sind. Hastig schleppt er ihn ins Haus, und, nach scharfem Verhöre, spricht er das Urtheil: In Rücksicht auf ihre Jugend, noch mehr aber in Rücksicht auf ihre ansehnliche Familie verschweig ich die Schreckensgeschichte. Bin ich aber sicher, daß sie nicht irgend durch einen Zufall aufgedeckt wird? Ach, ich armer schuldloser Mann! Alsdenn würde aller Verdacht auf mich — verstehen sie wohl — auf mich allein fallen. Kurz, um ihn zu beruhigen, muß Windbol mit seiner Unterschrift ein Billet zurücklassen, in welchem er die That eingesteht, und zugleich versichert, daß er nur durch dringende Bitten Weinmann habe abhalten können, sie ruchbar zu machen. Hinwieder beruhigt dieser auch jenen: Sie begreifen, sagt er, daß ich hievon nie einen für sie nachtheiligen Gebrauch machen kann; sie nemlich könnte ich nie überweisen, ohne mich zum Mitschuldigen zu machen, oder doch zum Verheler. Darum aber wurde sein Billet nichts desto weniger in Weinmanns Hand ein wunderthätiges Amulet. Mittelst solcher und ähnlicher Amulette vergrößerten und erweiterten er und Henriette

ihren Einfluss auf einen so hohen Grad, daß ihnen unbedingt nicht nur manche Goldbörse, sondern auch die eine und andere Stimme im Senate zu Diensten stand. Mit jedem Tage verbreiteten sich Henriettens Eroberungen; nicht nur die profane Welt, sondern auch die heilige Kirche wollte sie sich unterthan machen. Unter ihren Anbethern war auch Schwetzheim, ein junger Abbé; er verschaffte ihr Musikalien, Poesien, Romane; wohl auch diente er ihr bey ihren galanten Liebesplänen zum Geheimrathe: Ha den, beschloß sie, erhebe ich an den Platz von Herrn Bidermann, dem alten Ortspfarrer. Schon lange war dieser letzte sowohl ihr als den Kleinsultanen im Dorfe ein Dorn in den Augen. Sonderbar war sein Mißgeschick. Mit Eifer unterstützte er würdige Armuth, Unschuld und Recht, und gleichwohl wichen die Armen, die Schuld- und Rathlosen ihn aus; aus Furcht vor der Ungnade des Schulzen und Weibels durften sie den einzigen Mann, der sie vor kostspieligen Prozessen, vor Bedrückungen verwahren konnte, ja nicht zu Rathe ziehen. Mit Eifer bekämpfte er den Parteygeist, und eben darum verschrie ihn jede

Partey als Anhänger der andern; mit Eifer wacht er über die gesetzlosen Schritte der Dorfbeamten, und eben darum raunten bey jeder Gelegenheit diesen Mitgliedern der Regierung ins Ohr, der Pfarrer sey ein Aufwiegler des Volkes. Um so viel begieriger verbreiteten solche Verläumdungen auch Henriette und Henriettens vornehme Liebhaber, je mehr der Pfarrer von der Canzel gegen das Sittenverderben eiferte. Scharf nemlich ahndete er die Verschleuderung so ungeheurer Geldsummen in den Schenk- und Caffeehäusern rund um die Stadt her; unter denselben, sagt er, giebt es abscheuliche Götzenkapellen, giebt es Mord- und Raubhölen, wo man die Unschuld schlachtet, wo man die heiligsten Bande der ehlichen Treue zerreißt, und die Ehre und das Glück ganzer Familien zu Grunde richtet. Wie fängt Henriette es an, daß sie diesen unzeitigen Strafprediger zum Stillschweigen bringt? Ganz fromm stellt sie sich; bald unter diesem bald unter jenem Vorwande besucht sie den Pfarrer; bald soll er für sie einen Taufschein kommen lassen, bald soll er ihren Sparpfenning unter würdige Arme vertheilen, bald sie mit erbaulicher Lektüre

versorgen. Geflissen wählt sie zu ihren Besuchen eine Zeit aus, wo viele Leute sie aus- und eingehend sehen; geflissen verweilt sie sich Stunden lang. Unvermerkt bringt sie den Mann Gottes, besonders auch unter Mitwirkung des Schulzen und Weibels, in zweydeutigen Leumden, und nun übergiebt sie ein paar Predigten von seiner Hand, die er ihr anvertraute, dem Tausendkünstler Weinmann, damit er des Pfarrers Schriftzüge aufs genaueste nachmachen lerne. Ganz in den Schriftzügen dieses letztern und unter seinem Namen schreibt Weinmann an Henrietten ein Billet, worinn der Pfarrer theils mit Entzücken von ihren bisherigen vertraulichen Besuchen spricht, theils ihr meldet, er werde sich genau an dem Orte einfinden, den sie ihm für die nächste Nacht bestimmt habe. — Am nächsten Abend, in sehr großer Gesellschaft, als sie beym Piano sang, langte sie aus der Brieftasche ein neues Liedchen hervor. Der Abbe haschte nach der Brieftasche, und streckte sie bewundernd empor. Wie von ohngefähr fiel ihm des Pfarrers Billet ins Auge; äusserst befremdend schien es ihm; je geheimnißvoller er es Henrietta

ten vorhielt, um so viel mehr reizte es den Fürwitz der Andern. Hoch erröthend und unter heftiger Bewegung zog sie es zurück; aber fest hielten sie einige von den Anwesenden in den Armen; Windbol machte sich von dem Billet Meister, las es laut vor, und, indem er es einsteckte, sagt er hochlachend: Diefs ist keine Epistel weder Petri noch Pauli. Unerschöpflich war der Wiz, mit dem die Gäste das Blatt kommentirten: Wohl auch, sagte der Eine, ists der Brief an einen Engel, aber doch nicht an den Engel der Gemeinde weder von Smyrna noch von Laodicäa; ja, sagte der Andre, eine ganz fromme Epistel, nur mögte ich wissen, ob sie der Kirchenrath für kanonisch ansehen werde, oder nur für apokryphisch. — Des Gespöttes müde, verschloß sich Henriette dem Anscheine nach ganz verdrießlich in ihr Cabinette; halb trunken eilten beym Anbruche der Nacht einige Bacchanten unter den Balkon des Pfarrhauses, und muthwillig ruften sie zum Pfarrer hinauf, er sollte nicht länger zögern, Henrietten sey bereit, ihn zu umfassen. Schnell wurde überall der Mann Gottes das Märchen hier im Dorfe dort in der Stadt: Da se-

hen wirs, schrein der hochwürdige Superintendent und seine heilige Leibwache, die alten und jungen Bethschwwestern, da sehen wirs, rechtgläubig war der Mann nie; kurz, ein Moralist, ein Philosoph war er. Welch ein Skandal! Da sehen wirs, schreien ein paar Staatsinquisitoren und ihre geheimen Agenten, diefs ist der Schreyer, der Eiferer gegen Mißbräuche. Zum Schrecken der Andern soll ein Exempel statuirt werden. Auf Antrieb des Schulzen und Weibels überreicht die eine Hälfte des Dorfs, die sklavisch an den Beamten verkauft ist, eine wehklagende Bittschrift, die unter Hand der Abbe abgefaßt hat; kurz, da sich der Pfarrer alles Zutrauens, und eben darum alles heilsamen Einflusses beraubt sieht, so giebt er auf Zureden des Kirchenrathes sein Amt freiwillig ab; an seinen Flaz tritt unter Henriettens *vocatione divina* ihr Liebling, der Abbe.

Während dafs der entlassene Pfarrer ganz ausser Thätigkeit gesetzt ist, und nach dem Verluste des Unterhaltes und des guten Namens kümmerlich hinlebt, triumphirt im Freudenkreise Henriette, aber nicht lange. Der Rache-Engel des

Pfarrers ist ein französischer Militair. Während dafs dieser im Dorfe einquartirt ist, inokulirt er ihr seine Liebe auf so fatale Weise, dafs sie in buchstäblichem Sinne vor Liebe krank wird; so krank, dafs sie mehr als das Leben, die letzte Spur ihrer Reitze verliert. Nicht mehr Henriette, nur Henriettens Gespenst, schreckt sie für immer die vermeynten Freunde alle zurück. Voll Hafs und Abscheu gegen die Treulosen, voll Hafs und Abscheu auch gegen Mutter Babe und Vater Weinmann, geräth sie während der schlaflosen Nächte in Verzweiflung. Nein, noch einen Freund und Tröster findet sie, der ihr den Verlust aller Weltfreunde unendlich ersetzt; Herr Bidermann ist's, der abgedankte Pfarrer. Während dafs sich Weinmann auf einer Reise befindet, beruft sie den Pfarrer vor ihr Krankenbett: Ach, sagt sie zu ihm, so sehnlich wünsch ich zu sterben, aber bevor Sie mir die Hand zur Aussöhnung geben, kann ich nicht sterben; selig gewifs nicht. Der Reyhe nach beichtet sie ihm alle ihre Vergehungen. So schmerzhaft, sagt sie, bereu ich keine, wie das Verbrechen gegen Sie. Jene Gerald's, Windbols und

die andern alle sind schlechte Menschen; sie verdienen nichts besser, als daß sie für ihre Ausschweifungen an Hab und Gut büßten. Ihr irret, unterbricht sie der Pfarrer; nicht blos um Hab und Gut brachtet Ihr sie; leider auch um Tugend und Ehre; nicht blos sie stürztet Ihr ins Unglück; leider auch mit ihnen ihre Familien, die Ehegenossen, die Eltern. Was Euer Betragen gegen mich betrifft, o, so bald Ihr selbst es bereut, so denk ich nicht mehr daran. Vergeben wird es Euch Gott; bethen will ich für Euch. --

Henriette: — Ach, ganz ruinirt habe ich Euer zeitliches Glück. --

Der Pfarrer: -- Nicht ohne Gottes Zulassung. Ich danke Gott, daß er mir Gelegenheit giebt, mich in der Selbst- und Weltverläugnung zu üben. Dazu giebt er auch Kraft. —

Henriette: — Mann Gottes, und ich bins, welche die Wirkungskraft eines Lehrers, eines Wohlthäters der Menschheit gelähmt hat. —

Der Pfarrer: — Ihr allein hättet meine Kraft nicht lähmen können. O von langem her sah ich, daß man mir von mehrern Seiten den Einfluß zu rauben bemüht war. Auch dieß geschah nicht ohne

Gottes Zulassung. — Henriette: — Welch ein klägliches Unglück! — Der Pfarrer: — Groß ist es nicht, wenn an meiner Statt Andere vor den Rifs stehen. — Henriette: — Großer heiliger Gott, ja, wenn! — Der Pfarrer: — Wenn es Andre nicht thun, und wenn diejenigen, die es gerne thun wollten, ohne ihre Schuld in Unthätigkeit gesetzt werden, je nun, so verehr ich auch hierinn Gottes Zulassung. Zur Strafe überläßt Gott unverbesserliche Menschen sich selbst. Wenn sie uns verstossen, so können sie uns doch nicht hindern, für sie zu bethen. O wie oft, Henriette, bethete ich auch für Euch! Gott sey gedankt, Ihr empfindet es, nicht ohne Erfolg. — Aus seinen Unterhaltungen schöpft sie neuen Geist und neues Leben. Kaum ist sie hergestellt, so verläßt sie das Weinmannische Haus; unter dem Rath und Vorschube des Pfarrers wählt sie ganz in der Nähe von diesem den Aufenthalt bey einer guten, ehrbaren Wittwe, der Frau Schmidin. Um die gleiche Zeit nämlich hatte sich nach Zusammenraffung ihres Vermögens auch Mutter Babe zu Weinmann in den Elsaß geflüchtet, und zwar aus nicht un-

begründeter Besorgnifs, dafs in einem Anfalle von Gewissensbissen reuvoll Henriette alle ihre Streiche vor Gericht aufdecken mögte. Da aber sie selbst ohne Reue ihr altes Leben auch im Elsfasse fortsetzten, so gerieth endlich Babe ins Rasperhaus und Weinmann auf die Galeere.

Nicht ohne wiederholtes dringendes Zureden und nicht ohne Anwendung der persönlichen Autorität hielt wenigstens für einmal der Pfarrer Henrietten von öffentlicher und gerichtlicher Aufdeckung ihrer Vergehungen zurück: Was kömmt dabey, sagt er, heraus. Unverlezt bleibt ja meine bürgerliche Ehre; gerichtlich wurde ich nicht verurtheilt; freywillig that ich auf mein Pfarramt Verzicht; freywillig nämlich werd' ich mich immer aller Orten zurückziehen, wo ich ungerne gesehen werde, und ausser Stande bin, ferner etwas Gutes zu wirken. Wahr ists, verletzt wurde vor der Welt, und freilich nur vor der verblendeten Welt, meine moralische Ehre; diese aber hängt eigentlich nicht von ihr ab; diese kann mir ein weltlicher Richterstuhl weder nehmen noch wieder geben. O leicht ertrag ich das böse Gerücht, und weder für immer noch

allenthalben findet es Eingang. Ihr aber, gute Henriette, wenn Ihr den Eingebungen Euers wieder aufwachenden Zartgefühls nachgebet, werdet Ihr wohl durch Eure Erklärung meiner Unschuld jeden Verdacht tilgen? Wenn also dabey ich selbst nichts gewinne, was gewinnt dabey wohl Ihr? Ihr kömmt in Verhaft; je wichtiger für manche angesehene Familie die Geheimhaltung des Prozesses seyn mag, um so viel wahrscheinlicher kömmt Ihr lange nicht oder nie wieder ans Licht; so lang Ihr nicht wieder ans Licht kömmt, genießt Ihr einerseits wenig oder keiner guten Gesellschaft, der Ihr doch zur Befestigung in den bessern Gesinnungen so sehr bedürft; anderseits seyd Ihr ausser Stand, durch Wohlthun das verübte Böse wenigstens zum Theil zu vergüten. Diese und ähnliche Betrachtungen blieben nicht ohne Wirkung. Je gebildeter Henriettens Geist und Geschmack war, um so viel leichter veredelten sich ihre Gesinnungen. Freylich liebte sie immerfort noch Eleganz, mit Eleganz aber vereinigte sie nun Bescheidenheit und Einfalt; immerfort noch liebte sie in der Kunst und Literatur, was Schön ist, nun aber das Schöne

mehr in Verbindung mit gutem, nützlichem Zwecke. Nicht nur sehr wohlthätig war sie; sie wars mit delikater Erfindsamkeit und mit Herzenstheilnehmung. Unvermerkt erwarb sie sich die Segnungen so vieler Nothleidenden, die Achtung einiger Freunde des Pfarrers; Schonung selbst von jenen Gerards, Windbols und anderer Personen, die um so viel lieber über ihr vergangenes Leben den Schleyer der Vergessenheit warfen, je sicherer unter diesem Schleyer auch sie selbst verhüllt blieben. Ganz wiedergebohren, erwachte in einer neuen Welt Henriette zum Gefühle der Ehre, ach, aber doch selten zu ungetrübtem Lebensgenusse. Mitten unter dem Freudengenusse überraschten sie Rückerinnerungen, die sie tief beschämten und beunruhigten; schmerzhaft fühlte sie es, dafs ohne die Bande des häuslichen und ehlichen Lebens das Daseyn des Weibes zu leer ist, und dafs sie sich durch ihr ehemaliges Betragen des eben so süfsen, als ehrwürdigen Namens einer Gattin und Mutter für immer unwürdig gemacht habe; schmerzhaft fühlte sie dies, zugleich aber gelassen; sie betrachtete nämlich ihr geheimes Leiden nicht nur als nothwendige Folge

ihrer Vergehungen, sondern zugleich auch als Mittel zu ihrer Läuterung, zur Erhebung der Seele. Nur wenige Jahre nach ihrer Sinnesänderung starb sie an auszehrendem Fieber. In ihrem letzten Willen bestimmte sie einen Theil ihres Vermögens dem Pfarrer; einen andern Theil der Wittwe eines Mannes, zu dessen Ruin auch sie beygetragen hatte, den weit grössern Theil aber einem Fond, aus welchem arme verwaysete Mädchen, um sie vor Verführung zu verwahren, unter Aufsicht des Sittengerichtes sollten in ehrbaren Familien als Kostgängerinnen untergebracht werden.



Die Verhöre.

Plötzlich verschwand für Freymann, als der Bankerot seines Vaters ausbrach, die erst noch so nahe Aussicht zur glücklichsten Verbindung mit dem Fräulein von Tiefenau. Herr von Tiefenau verbot der Tochter allen weitem Umgang mit Freymann. In dem Herzen der Tochter stritten kindliche Pflicht und leidenschaftliche Liebe; zu edel dachte Freymann, um seine Melisse durch Mißheirath un-

glücklich zu machen; in ihr Haus zurückkehren wollte er nicht, bevor er in irgend einem auswärtigen Handelshause sein Glück würde gemacht haben. Vor ein paar Jahren hatte er Herrn Douglas von Manchester kennen gelernt, und nun beschloß er, bey diesem edeln Freunde als Commis in Dienste zu treten. Da ihn Melisse von dem Entschlusse auf keine Weise zurückbringen konnte, so gab sie ihm auf den Weg ihr erspartes Nadelgeld nebst dem kostbaren Demantschmucke. Ganz insgeheim machte sich Freymann fertig zur Reise; schon hatte er sich, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, mit seinem treuen Johann vor die Thore begeben, wo für sie in dem nächsten Dorfe Pferde bestellt waren. Bey finsterer Dämmerung langten sie im Gasthose an. Während dafs man für sie den Tisch deckte, forschte Freymann bey dem Wirthe mit allzu lebhafter Theilnehmung nach, wie sich auf dem in der Nähe gelegenen Landsitze die Tiefenauische Herrschaft befinde. — Fräulein von Tiefenau, sagt' der Wirth, soll unpäfslich seyn. Unwillkürlich schlägt Freymann sich vor den Kopf, öffnet seufzend das Fenster, fliegt hinab vor die Hausthüre, geht mit

unruhigen Schritten hin und her auf'm Plaze, ruft Johann, und befiehlt ihm, bis zu seiner Zurückkunft nicht vom Plaze zu gehen; er selbst aber wendet sich nach dem Tiefenauischen Gute: O zum letzten Male, spricht er, zum letzten Male betret' ich den heiligen Boden; zum letzten Male erblick' ich das Heiligthum der Geliebten; ewig ist jenseits des Meeres unter fremdem Himmelsstrich alles dieß für mich verloren; von allem dem bleibt mir nichts als tief im Herzen das Bild meiner Melisse. Schon hatte er sich zum letzten Besuche bey ihr in den Garten gestohlen, als er sich auf einmal von des Pächters Leuten überrascht sieht; sogleich werfen sie ihn in Bande, indem sie laut schreien: Ertappt! Der bezahlt für die Andern. Wenige Augenblicke nämlich vorher war in dem Hause ein beträchtlicher gewaltsamer Diebstahl geschehen. Ohne den Dieb sehen zu wollen, ließ ihn Herr von Tiefenau durch den Bezirksbeamten gefänglich nach der Stadt liefern. Mittlerweile dachte Melisse nichts weniger, als daß der Arrestant ihr Freymann seyn könnte; wegen seines Ausbleibens war sie in größter Unruhe. Während

dafs sowohl er als sie die Nacht schlaflos zubringen, wie bringt Johann sie zu? Ach, wenn die Andern von allzu heftiger Bewegung niedergedrückt werden, so drückt ihn hingegen Mangel an Zerstreuung; Langeweile plagt ihn; so wie es öfters nur sie ist, die bald Eroberungspläne und Kriege, bald neue Systeme der Philosophie, bald neue Staatsverfassungen hervorbringt, so ists ebenfalls sie, die (wie man heut zu Tage gewisse obsoleete Wörter dollmetscht) so viele galante Streiche erfindet. Gegenüber dem Gasthose hatte sich Johann auf einer Banke gelagert; neben ihn setzt sich Lise, die junge Frau des Dorfarztes; in der Abwesenheit von diesem tragen sie beide ihre Langeweile zusammen; um sich die Zeitkürzung bequemer zu machen, schleichen sie hinter die Hausthür in die Barbierstube. Während dafs die Frau droben in der Küche Licht holt, greift beym Mondlichte Johann nach einer Flasche am Fenster; vom Durste erhitzt, fällt es ihm nicht ein, dafs es ein Schlaftrank sey, den er so begierig einschlürft. Bereits eingeschnarcht ist er bey Lisens Zurückkunft; umsonst zupft sie ihn beym Ohre; umsonst schüttelt

sie ihm Hände und Füße; weder Bewegung noch Antwort: Hem, ruft sie, doch nicht zum Schlafen nimmt Ihr bey mir die Einkehr. Da sie ihn weder durch Vorwürfe noch durch Liebkosungen aufwecken kann, ruft sie erschrocken die Köchin herbey: Himmel! Todt ist er. Welch ein unwillkommener Gast! Wie wird uns bey seiner Rückkehr am Morgen der Doktor ansehen, wenn er einen solchen Gast findet? Zurück mit ihm in den Gasthof! Nein, ein böses Maul hat die Wirthin; sagen wird sie, wo der Baum fällt, da liegt er; hinaus auf den Plaz; nein, durch das ganze Dorf verursacht er dort ein Gerede, in welches man hofshaft auch uns mischt. Auf dem Platze erblicken sie eine Kiste, die Abends vorher der Tischler für einen durchreisenden Schleichhändler hieher brachte; leise tragen sie in die leere Kiste den Leichnam, indem sie drüber nur halb den Deckel hinschieben. Kurze Zeit hernach heben sie vorübergehende Diebe auf ihre Schultern, und werfen in die Kiste einen Theil von der Tiefenauischen Beute. Noch keine Viertelstunde sind sie vom Dorfe entfernt, als mitten in einem abgelegenen

Weiler Johann erwacht. Bey seinem Geheul und Gepolter nehmen die Dieben, als ob der Teufel sie jage, unter jämmerlichem Geschrey den Reifsaus. Mit Beilen und Gabeln eilen die Nachbarn herbey; sie sehen die Kiste und neben ihr, ganz ausser sich, den armen Johann: Ja, rufen sie, dieser wirds schon beichten, wo man seinen Cameraden nachfragen kann. Gefänglich wird er nach der Stadt geschleppt. Auch unterm Verhöre kömmt er noch nicht zu sich selbst: Zum Henker, ruft er unwillig aus, wo bin ich? So denn machen wir über Meer unser Glück? Aber wenigstens zu meinem Herrn, zu Herrn Freymann führt mich; führt mich mit ihm über die Grenze! Eine ehrliche Haut bin ich; kein Spion. Unter den Verhörriichtern war keiner unbefangen genug; wenn der eine nur Verbrechen suchte, so suchte der andre nur Schuldlosigkeit. Um so viel scharfsichtiger glaubte sich jeder, je mehr Anzeigen er für die einmal vorgefafste Meynung aufzählen konnte. Den wahren Gesichtspunkt verfehlten beyde; der eine wegen Herzensschwäche, der andre wegen Gefühllosigkeit: Ach, sagt der gutmüthige Lerol, bey Jo-

hann stehts nicht richtig im Kopfe; vielmehr ins Krankenhaus gehört er, als ins Zuchthaus. Getroffen, ruft Johann; wirklich toll mußt ich seyn, daß ich über Meer gieng. Bleib im Lande, sagte mein Pfarrer, und nähre dich redlich! Ha, unterbricht ihn Weschzweyer, der andre Verhörriichter, welche Verstellung? Kerl, mich täuschest du nicht. Hinter dir fand man Stücke von dem Tiefenauischen Raube; obendrein warst du Freymanns Begleiter; bereits hat dieser Alles bekennt. — Johann: — Bekennt? Wenn er etwas anders bekennt, als daß er ein biederer, unsträflicher Mann sey, so ist er entweder ein Schelm oder ein Tollkopf. Um kein Haar bin ich weder besser noch schlimmer als er. — Weschzweyer: — Wenn er aber bekennt hat? — Johann: — Um Vergebung, mein Herr, im Verhöre soll Niemand mit der Wahrheit Scherz treiben, der Verhörriichter eben so wenig als der Beklagte. — Weschzweyer: — Wie frech! — Johann: — Frech? nicht frech; auch im Kerker bleibt der redliche Mann frey. — Weschzweyer: — Drunten im Loche, Mores lernst du dort unten, du Schurke, du Spitzbub! —

Johann: — Wie heisst man die Leute, die absprechen, bevor sie untersucht haben? — Auf sein Begehren wird nun wirklich gegen ihn auch Freymann gestellt. Unter vermischten Empfindungen von Freude und Wehmuth, fällt dieser jenem zu Füßen: Herr, ruft er, tausendmal lieber nach Botanybay begleite ich Sie, als dafs wir noch länger hier auf der so hochgepriesenen Insel von England jenes Glück suchen, womit sie sich schmeichelten. — Freymann: — Guter Johann, nur allzu treuer Gefährte meines Schicksales, wie dauerst du mich! Nicht in England sind wir; sondern in der Schweiz, mitten in unsrer Stadt. Ach, so besinne dich! — Johann: — Ja, was Sie sagen, mufs wahr seyn. Aber, (indem er sich vor den Kopf schlägt,) begreifen kann ich es nicht. Nachdem ihm Weschzweyer Stillschweigen auferlegt hatte, nahm er folgendes Verhör auf: Freymann, ist nicht diefs Johann, ist nicht Johann Ihr Bedienter, verliefß er nicht insgeheim mit Ihnen die Stadt, befanden Sie sich an jenem Abende nicht mit einander in jenem Gasthofs? Ja, ja, antworten aus Einem Munde der Herr und der Knecht. Johann unter-

bricht das Verhör: Gott im Himmel sey es gedankt, ein Stein fällt mir vom Herzen; vom Auge fällt mir ein Schleier. Gott sey es gedankt; aufknüpfen mögen sie mich; wenigstens wieder, mein lieber Herr Freymann, führen Sie mich zurück in mich selbst; zurück in jenen Gasthof; ja, noch mehrerer Umstände erinnere ich mich, davon aber, lieber Herr, wissen Sie nichts. Als Sie beym Mondscheine weiter spaziren giengen, blieb ich zurück, ha, ganz artig vertrieb ich mir mit der Nachbarin die Zeit: Wie ich aber von ihr wegkam, wie die verwünschte Hexe mich von ihrer Seite hieher zauberte, darüber nehme man sie selbst ins Verhör! — Weschzweyer: — Vorher sag' uns, wie es zugienge, daß man auch bey dir von dem Tiefenauischen Gute fand? — Johann: — O Herr, wenn Sie in Ihrer höhern Weisheit mir dieß erklären können, so überlaß ich die ganze Ausbeute Ihnen. — Die Verhörrichter lassen ihn abtreten. Indem er sich bey der Thüre noch einmal umwendet, sagt er: Auf jeden Fall bitt' ich um eine einzige Gnade; um die Ehre, mich neben meinem Herrn aufknüpfen zu lassen; denn als treuer Begleiter geh'

ich mit ihm. Und nun, nach Johanns Entfernung, das Verhör mit Freymann :

Frage: Seyd Ihr nicht der Sohn des Bankerouten Freymanns? Antwort: Ja. Fr. Verleiteten Euch vielleicht Noth und Mangel zum Diebstahle? Antw. Nur den Schurken verleiten sie hiezu, nicht den Mann von Talenten und Rechtchaffenheit. Einem solchen öfnet die Noth bessere Aussichten. Fr. Was für Aussichten hattet Ihr? Antw. Ein Comtoir in England. Fr. Und zur Ueberfahrt suchtet Ihr Reisegeld, gleich viel ob *per fas* oder *nefas*? Antw. Gewifs nicht *per nefas*. Fr. Warum denn so verstohlen schicktet Ihr Euch zur Reise an? Antw. Um mir den Spott der Feinde zu ersparen, und die Klagen der Freunde. Fr. Wozu aber der Abweg? Wozu die unschickliche Stunde? Antw. Frey stand mir die Auswahl. Fr. Wozu im Gasthose die genaue Nachforschung wegen der Tiefenauischen Familie? Antw. Sie war mir bekannt. Fr. Und Eure unruhige Miene? Antw. Schmerz über Entfernung. Fr. Und warum in dem fremden Garten zur Nachtzeit? Antw. Der Garten war offen. Fr. Wie kömmt

Ihr zu den Juwelen? Antw. Ja, so bald man sie in der Tiefenauischen Familie als Raub von mir zurückfordert, achte ich nicht länger weder Schande noch Tod.

Während dafs man die Juwelen dem Herrn von Tiefenau zur Untersuchung zuschickt, erfährt Lise Johanns tragisches Schicksal. Ihr Mann will wissen, was aus jener Flasche geworden sey. Wer sie leerte, sagt er, konnte daraus leicht den Todeschlaf trinken. Plötzlich geht Lisen ein fürchterliches Licht auf; tief geängstigt tritt sie mit Thrinchen, der Köchin, in geheime Berathschlangung. Hier im Vorbeygehen kurz auch ihre Geschichte: Von Wernern, dem Sohne des Pfarrers zu Waldingen, war sie, jedoch unter ehlichem Versprechen, zu Falle gebracht worden. Treuloser Weise nahm Werner sein Versprechen zurück: Ach, denkt sie, zum Glück und zur Ehre ist der Rückweg für mich verschlossen. Aus Schonung für den alten Pfarrer gab sie wirklich dessen Sohn nicht an, sondern einen Anonymus aus dem französischen Detaschement, das vormals in Waldingen einquartirt war. Da sie aber Dienst- und

Brodlos wurde, glaubte sie doch zu einiger Erleichterung für sich und für ihre Leibesfrucht, welche freylich bald nach der Geburt starb, von Werner eine Schuldverschreibung annehmen zu dürfen. Kaum aber sah sich Werner von der Paternitätsanklage befreyet, so läugnete er eben so schamlos als grausam die Aechtheit seiner Verschreibung. Unbefangen anvertraute diese Thrinchen ihrem Sachwalter; unter Hand zeigte sie der Sachwalter dem schändlichen Werner; nach Zerreißung der Schrift liessen sie eine andere von unbekannter Hand schreiben, und der bestochene Anwald legte nun die falsche Schrift vor: Wie ist es möglich, sagten die Richter, daß Herr Werner der Dirne so viel Geld schuldig sey? Doch offenbar sind dieß nicht seine Schriftzüge; offenbar ist Thrinchen eine liederliche Dirne; kurz, in Gnade wird sie zum Widerruf und zur Censur vor dem Sittengerichte verurtheilt. Aus Erbarmen nimmt sie, in der Ueberzeugung von ihrer Schuldlosigkeit, eine alte Bekannte, die Doktorin, ins Haus. Voll Vertrauen zählt nun diese auf möglichen Rath und Beystand von jener: O ganz ge-

wifs, sagt sie, verschlang den unseligen Trank Johann! — Thrinchen: — Wohlan, durch offene Beichte retten Sie ihn! — Lise: — Närrin, und, wenn nach der Beichte der Doktor mir die Absolution weigert? — Thrinchen: — Wohl mag man einen Galan vor Liebe sterben, aber doch nicht aufknüpfen lassen. — Lise: — Also denn, um aller Heiligen willen, einen Ausweg. — Thrinchen: — Vor der Stirne schwebt mir ein solcher. — Indem sie den Doktor herbeyruft, beginnet sie folgender Gestalt: Ja, Frau, noch so sehr mögen Sie zürnen, heraus muß die Wahrheit! Doktor, während daß Sie bey Ihrem Pazienten übernachteten, schlich sich in die Barbierstube ein fremder Mensch ein. Alles, glaubte ich, geschehe in Ehren. — Voll Wuth eilt Lise vor die Thüre, indem sie ruft: Du Dirne, du Lügnerin! — Thrinchen ist bange, sie möchte aus dem Hause weglaufen; rasch und mit Gewalt zieht sie die Doktorin zurück: So hören Sie doch, bevor Sie mich so ganz unerbittlich verdammen, vorerst den Doktor! Hoch und theuer schwör' ichs, schlimme Absichten hatte der junge Mensch nicht. Wenn ich, armes Mäd-

chen, einem ehrlichen Kerl Gehör gebe, begeh' ich damit sogleich eine Todsünde? Weifs ich nicht, was ich zu thun habe? — Bey solcher Wendung der Geschichte fafst die Doktorin wieder Muth: Wohlan, sagt sie zum Manne, du bist der Meister im Hause, du der Doktor; was du entscheidest, soll deinem Weibchen recht seyn. — Der Doktor, indem er sie umarmt: So hör' ich dich gern. Herzenskind, fürwahr zum Lachen reizest du mich. Du erinnerst dich also nicht mehr, wie oft auch du mir vor unsrer Verheirathung bey dir den Kiltgang erlaubt hast! Du aber, Thrinchen, fahr' fort in deiner Erzählung. — Thrinchen: — Während dafs ich in der Küche Licht holte, mufs wohl Johann den Schlafrank eingeschlürft haben, denn bey meiner Zurückkunft fand ich ihn todt. Zur Verhütung von bösem Gerede schlepp' ich ihn auf den Plaz in die dort liegende Kiste. Gott behüte! verschwunden war sie am Morgen; beym nächsten Weiler entdeckt' man sie, und dabey den Johann. O des armen Todten! Nur darum erwachte er wieder zum Leben, um (wie ich vernehme) zum zweytenmal den Geist aufzugeben, und zwar nun

in einem höhern Stockwerke in freier Luft, unter Gepränge; kurz und klar aufknüpfen wollen sie ihn. Wie dürfen sie auch behaupten, daß er in jener Nacht gestohlen habe? Während der ersten Hälfte der Nacht befand er sich theils im Gasthose bey Tisch, theils in unsrer Barbierstube bey mir; nach Mitternacht trug ich ihn todt weg. Nach manchem pro und contra läßt sich auf des Doktors Zureden Thrinchen zur Reise nach der Stadt bewegen, um dort über den Prozeß Aufklärung zu geben.

Gerettet ist nun der Doktorin Namen, aber in welche Verlegenheit geräth Thrinchen? Bey der Confrontazion mit Johann erkennt sie in diesem eben den jungen Menschen, der, ungeachtet ihres Falls, sie hatte heirathen wollen, und der, weil sie ihn aus Zartgefühl ausschlug, nun aus Unmuth den Entschluß faßte, Freymann über Meer zu begleiten: Johann, fragt diesen der Verhörriechter, kennst du das Mädchen? — Seit der Niederkunft und seit der guten Versorgung in des Doktors Hause hatte Thrinchen wieder neue Blüthe gewonnen; auch war sie nun ganz anders gekleidet, als vor-

mals; ohnehin sah sie im Dunkel des Kerkers der Gefangene nur von der Seite her. Er sagt: Fremd ist mir die Dirne. — Verhörriechter: — Lügner, schlichst du nicht in jener Nacht zu ihr? — Johann: — Zu ihr? O zu ihr gewifs nicht. — Verhörriechter: — Glaubst du durch Lügen der Paternität zu entgehen? — Johann: — Sehen Sie mich an! Bin ich ein Zaubermann? An zwey Orten kann ich nicht zu gleicher Zeit seyn. — Verhörriechter: — Beweis' denn dein Alibi. — Johann: — Ja, ohne Bedenken, denn in Züchten und Ehren geschah Alles. Hör, Dirne, du scheinst mir ganz artig und flink; wirklich thut es mir leyd, dafs ich nicht bey dir war; den Herren aber darf ich nicht liegen. — Verhörriechter: — So genau giebt doch das Mädchen die Umstände an. Gieng die Person, bey der du dich einschlichst, nicht in die Küche hinauf, und holte dort Licht? — Johann: Richtig; aber nicht sie. — Verhörriechter: — Während ihrer Entfernung, leertest du nicht eine Flasche? — Johann: — Ein ver-teufelter Trank! Ganz von Sinnen brachte er mich. Im Gedächtnifs bleibt mir nur so viel, Dirne, dafs

daß es nicht du warst; die Doktorin wars. — Halb in Ohnmacht fällt bey dieser Erklärung Thrinchen; nach einiger Besinnung sagt sie: Immer bleibst du der ehrlichste Mensch. -- Johann: Seit wann kennen wir uns, Mamsel? Deines Zeugnisses bedarf Johann nicht, hier, — indem er mit dem Finger wechselweise in die Höhe und auf sein Herz deutet, — hier liegt mein Attestat. -- Verhörrichter: -- Laß dich nicht unterbrechen, Dirne! -- Thrinchen: -- Meine Herren, wir reden beyde die Wahrheit; er, wenn er die Doktorin meynt; und ich, wenn ich sie aus dem Spiel wickle. -- Johann: -- Fürwahr eine feine Wahrheit; ebenso verschmizt, wie die Dirne, die zu gleicher Zeit weinet und lacht, die, wenn sie Nein sagt, Ja sagt. -- Indem sie ihm näher unter die Stirne tritt, fragt sie: Wirklich, Johann, kennst du mich nicht? -- Johann, sie scharf anblickend: -- Du selbst? O Himmel! Doch wozu das? Ja, meine Herren; sie kenn ich. Wenn es sonst keine Hexen giebt, so ist doch sie eine; verstehen Sie mich nicht unrecht! eine gute, holde, fromme Zauberin; über mich vermag sie, was sie nur will; sie schickt

mich in jene Welt, sie ruft mich zurück. Thrinchen, warum auch zugleich so mitleidig und so grausam bist du? Hättest du mir nicht so grausam die Hand versagt, so hätt' ich mich nie weder in jene Barbierstube noch hieher in den Kerker verirret. Deine Schuld ist's, wenn sie mich aufknüpfen. Nun, das mögen sie! Wenn ich nicht an deiner Hand durch die Welt wandern kann, fürwahr, eben so gern geh' ich heraus. -- Thrinchen. -- Johann, von Herzen bereu ich meine Thorheit; deiner unwürdig glaubte ich mich. O ich bitte, meine Herren, schenkt mir den Gefangenen! Einen solchen, hab' ich gehört, kann eine Frauensperson von dem Strange retten, wofern er nur sich unter ihren hochzeitlichen Strang schmiegt. -- Verhörriechter: -- Zu lang treibt Ihr Euer Geplauder. Nicht hieher passen Liebeserklärungen. Du, Johann, schlechtweg erklär dich, wer wars, mit dem du in jener Nacht dein Spiel triebst, Thrinchen oder die Doktorin? -- Johann: -- Bereits ja gestand ich es ein; leyd genug thut es mir, daß es nicht Thrinchen war. -- Thrinchen: -- Wirklich, meine Herren, die Doktorin wars; ängstlich

flog sie zu mir in die Küche hinauf: Laß uns den Riegel vorschieben, sprach sie; der junge Mensch dort unten scheint mir Freyheiten nehmen zu wollen. Hörst du's Johann? Merk' dir's zur Warnung! Sey nicht ungezogen, oder wir flieh'n dich. Wirklich verschloß sich die Doktorin; an ihrer Statt aber mußt' ich hinabgehen: O, mit guter Manier hält ein ehrbares Mädchen auch den kühnsten Waghals drey Hand breit vom Leibe. Wofern der Fremde nicht Mores versteht, rasch mit ihm über die Schwelle. Meinethalben, versetzte die Frau, wenn nur ich ungestört bleibe; freylich nimm auch du dich in Acht! Ueberflüssig war die Erinnerung, denn meine Hand, guter Johann, bekommst du gewiß nicht, bevor du mir Ehepfänder giebst. -- Johann: -- Bereits gesagt hab' ich dir, (die Herren sind Zeugen,) daß du mir gefällst. Nur dafür Sorge, daß sie mich nicht aufknüpfen lassen; alsdann zähl' auf die Ehepfänder sicher! Aber ja, den Schlaftrank verbitt' ich mir. -- Die Richter brechen das Verhör ab; dem Weibel ruft Johann nach: Geräth unter Aufsicht auch Thrinchen, so liegt sie in Verwahrung nirgends

so gut, wie bey mir; entwischen soll sie mir nicht.

Während dieser Zeit lebte das Fräulein von Tiefenau noch unglücklicher auf ihrem Landgute, als Johann und Freymann im Kerker. Die Juwelen, die man hinter dem letztern gefunden, hatte ihr Vater für die seinigen erkannt; über das Schicksal des Geliebten öffnet sie plötzlich die Augen; halb sinnlos bringt man sie nach der Stadt. Der Arzt erklärt ihr Fieber für tödtlich. Ein Geistlicher, ein Freund vom Hause, besucht sie. Nachdem sich Jedermann aus dem Zimmer entfernt hatte, beichtet sie ihm ihr Einverständniß mit Freymann. Auf ihre Bitte spricht er hierüber mit dem einen von den Verhörrichtern. An die Lippen legt es dieser dem Gefangenen, daß zu seiner Rettung kein Mittel übrig sey, als die Entdeckung eines Liebesverständnisses mit dem Fräulein von Tiefenau. Vor diesem Gedanken bebt Freymann zurück: Nein, sagt er, für die Geliebte wär' eine solche Entdeckung von den schrecklichsten Folgen; sie würde ihr richterliche Verhörung, sie würde ihr den väterlichen Fluch zuziehen. Tausendmal lieber geb'

Ich mich dem Tode Preis, als dafs ich sie entehre
 und unglücklich mache. Nun einmal wegen einer
 Schandthat verdächtig, fühl' ich mich bloß durch
 den Verdacht so erniedrigt, dafs mir das Leben
 zur Last ist. Mein Tod ist das einzige Mittel, das
 Melissen vor übelm Nachrufe verwahrt. Bereits
 war der Tag zu seiner Verurtheilung angesetzt, als
 man zween Räuber einzog, die anderer Verbrechen
 überwiesen, nun auch ihren Einbruch in dem
 Tiefenauischen Landgute und den Streich mit der
 Kiste bekannten. Unter obrigkeitlicher Versiche-
 rung gänzlicher Schuldlosigkeit wurden Freymann
 und sein Bedienter sogleich in Freyheit gesetzt.
 Ueber diese Geschichte unterhielten sich vor Me-
 lissens Krankenlager ihr Vater und der Prediger.
 Herr von Tiefenau war ein stolzer Mann, aber von
 edelm Gefühle. O des armen Freymanns, sprach
 er, wohl hat er eine Urkunde für seine Schuldlo-
 sigkeit, aber welchen Ersatz für die ausgestandenen
 Unruhen und Leiden? Der Prediger: Ent-
 schädigung ist man freylich dem Schuldlosen schul-
 dig, allein nur wenn das Versehen dem Richter,
 nicht dem Gefangenen zur Last fällt. Hier trägt

Freymann die Folgen seiner eigenen Unbesonnenheit: Warum unter so zweydeutigen Umständen und zu einer so unschicklichen Stunde wagte er sich Weg ab in ein fremdes Landgut? Warum hernach verheelte er dem Richter die eigentliche Sache, die allein den Verdacht gegen ihn zerstreuen konnte? -- Herr von Tiefenau: -- Aus edler Schonung, Melisse, für dich. Melisse, dafür kann ihn Niemand belohnen, als sein eigen Herz und -- du, Melisse! -- Indem er die Hand der Tochter ergreift, umschlingt sie ihn mit beyden Armen, drückt ihn unter Thränen an ihre Brust, und ruft voll Schmerzenswonne: Mein Vater! Mein Freymann! Auf des Vaters Bitte holt eilig der Prediger selbst Freymann herbey. Wechselweise schlägt vor ihm Melisse die Augen nieder, und heftet sie auf ihn voll ängstlicher Unruhe, gleichsam als fürchte sie, daß Alles nur Traum sey; wechselweise wirft sie sein fatales Schicksal sich selbst vor, und erhebt voll Dank über seine Rettung die Arme zum Himmel. Mit bescheidener Miene erzählt er die Jammergeschichte. Nun, sagt Herr von Tiefenau, verstohlen besuchen

Sie nie wieder den Garten, oder ich mache Sie fest: zur Kerkermeisterin geb' ich Ihnen das Mädchen, das Sie ewig nicht loslassen wird. Nun, Mädchen, bereits geraubt hat er dein Herz; gieb ihm auch noch die Hand! Kinder, Gott segne Euch, Kinder! Zum väterlichen Segen spricht der Prediger Amen. Bey ihrer Trauung erscheinen als zweytes Paar Thrinchen und Johann. Um diese Zeit erhält Freymann ein Schreiben von seinem Vater aus Boston. In demselben berichtet dieser, daß er durch reiche Heyrath Herr von beträchtlichen Pflanzungen geworden, und nunmehr im Stande sey, nicht nur die Gläubiger zu befriedigen, sondern auch seinem Sohne glänzende Aussichten zu öffnen. Zum Beschlusse lassen wir nicht unbemerkt, daß Freymann dem Sohne von Herrn Weschzweyer in dem Freymannischen Handelshause eine sehr einträgliche Stelle verschafte: -- Herr, raunte dem Herrn Weschzweyer Johann ins Ohr, -- also doch besser ists, daß Sie meinen Herrn nicht haben aufknüpfen lassen.



Eine Lüge,

nicht weniger strafbar als Kindermord.

Maria Steimer hatte von der Natur den bezauberndsten Liebreiz, von dem verstorbenen Vater, einem würdigen, aber armen Dorfpfarrer, die beste Erziehung und Ausbildung, und nach des Vaters Tode im Hause der Frau von Melson die günstigste Aufnahme erhalten. Alles, was zu ihrer Beseeligung ein guter Dämon anordnete, mißbrauchte zu ihrem Verderben ein böser. Karl, der einzige Sohn der Frau von Melson, zeichnete sich durch Schönheit, durch edels Gefühl, durch Geist und Geschmack als Jüngling eben so aus, wie Maria als Mädchen; zwischen beyden herrschte die innigste Sympathie. Je mehr sie sich ganz platonisch, als Bruder- und Schwesterseele zu lieben glaubten, um so viel unbefangener überliessen sie sich der Flamme, die sie als nur Ein Herz und Eine Seele verschmelzte. Von jeder andern Seite einander gleich, waren sie in Betref der Geburt und der äussern Glücksumstände verschieden. Für seine Person war freylich Karl eben nicht reich, aber

der angenommene künftige Erbe eines reichen Oheims; ohne Gefahr der Enterbung durfte er es diesen nicht merken lassen, wie unzertrennlich er mit der Tochter eines armen Predigers verbunden sey. Kränklich indess und alt war Herr von Wildberg, der Oheim; in Erwartung seines nahen Hinscheides liefs sich in einem Augenblicke der Ueberraschung Maria von Karl zu Vollziehung geheimer Gewissensehe verleiten. Kaum fühlte sie die Folgen ihrer Unbesonnenheit, so ergriffen sie Beschämung und Schrecken; tief unter den Boden, vor sich selbst wünschte sie sich verbergen zu können: Nicht nur mich, sagte sie, sondern auch meinen Karl habe ich unglücklich gemacht. Weit hin von ihm, weit hin von der Welt, die ihn umgiebt, will sie sich in irgend einer Einöde vergraben. Ihre Entfernung kann und darf Karl nicht hindern. Um weniger Verdacht zu erregen, begiebt sich unter Vorwendung von Unpäßlichkeit Maria in die Bäder von Pfefers; nur zu gut paßt zu der jezigen Stimmung ihres Gemüthes die schauervolle Felsenkluft der wilden Tamina; nach der mit Karl getroffenen Abrede schreibt sie an die Frau

von Melson, daß sie in den Bädern eine russische Dame kennen gelernt habe, mit der sie nun als Gesellschafterin nach Italien reise. Dieß that sie, damit man sie um so viel weniger in dem einsamen Gebirge ausforschen mögte, wo sie sich nach der Abreise von Pfefers für immer und ewig zu verbergen gesinnt war. Je mehr ihr plötzliches und gänzliches Verschwinden auffiel, um so viel ängstlicher verheelte Karl seinen Briefwechsel mit ihr. Die Briefe alle giengen durch die Hand von Bolt, Karls Bedienten, der Marien als seine vorgebliche Baase bey Chersenbach, einem Pächter, untergebracht hatte. Dem Anscheine nach war er's, der für sie das Kostgeld bezahlte. Während ihres Aufenthaltes in der abgelegenen Einsiedeley hatte sie Karl nur einmal gesehen; heilig versprach er ihr, bevor er sich als ihr Verlobter öffentlich erkläre, sie nicht mehr zu besuchen; dagegen willigte sie ein, daß er ihr durch Bolt Briefe zusenden, und bey ihr abholen möge. Um sich vor den Leuten im Hause nicht zu verrathen, kleidete sie sich in die Tracht eines Dorfmädchens. Noch so traurig und niedergeschlagen, schilderte sie dem Gelieb-

ten, um ihn nicht zu beunruhigen, ihre Lage bestmöglich von heiterer Seite; wechselweise vertrieb sie sich die Stunden bald unter der Arbeit und unter Beschäftigung mit den Kindern im Hause, bald auf einsamem Spaziergange, bald mit der Lektüre, am liebsten unter der Correspondenz mit dem Geliebten; selbst mitten im Winter setzte sie ihre Spaziergänge fort, und, um sich zu zerstreuen, verirrte sie sich nicht ungern im Waldgebirge, wo sie sich eine eigene Welt schuf, die sie in ihrem Tagebuch folgender Gestalt schildert:

Mitten unter Eis und Schnee, mein theurer Karl, bleibt mein Herz für dich immer warm, und immer noch lebt für mich die Natur. Wie sonderbar kontrastirt mit der schwarzen, rauchenden Rinde des entlaubten Haynes der Widerschein der Sonne auf der glänzenden Schneeflut! Von dem grossen Schauplatze der Natur zieh' ich den Blick ab, und neues Wonnegefühl ergreift mich, indem ich unterm Mikroskop eine ganz neue Welt hervorkeimen seh'; eine Welt, mein Freund, von kaum sichtbaren Pflanzen, unter welchen die einen blühen, die andern bereits Frucht tragen, und

noch andere zu gänzlicher Entfaltung nichts mehr bedürfen, als einen noch höhern Grad des Winterfrostes. Mit Bewunderung und Liebe hängt mein Auge an dem kleinen Moose, das sich in zahllosen Familien über den Felsen verbreitet. Indem ich aus dem verborgenen, geheimnißreichen Blüthenschoofse den Blick zum Himmel erhebe, rieseln mir über die Wange Thränen des Dankes und der Wonne; O Freund, jenes anbethungswürdige Wesen, das auch über das Moos, über seine Geburt und Fortpflanzung wacht, warum nicht viel mehr über uns, und über den Menschenkeim im Schoofse der Mutter? Aus der süßen Begeisterung weckte mich das Geschrey eines Kindes; ich gieng dem Geschrey nach. Ein kleines Mädchen sammelte Holzreiser; voll Schweifs und keuchend nahte sich ihm das Brüdergen, mit schwerem Ast auf der Schulter. Baarfufs im Schnee, schien die gute Lise nichts von der Kälte zu fühlen, aber sie dauerte der kleine Heintz: Emsig reinigt sie ihn vom Koth und vom Schweifse. Von neuem rafften sie Holz auf; endlich wird die Bürde zu schwer: Aus dem Gesträuche flieg ich hervor; unter uns

alle drey vertheil' ich die Bürden, und triumphirend kamen wir mit der Beute vor die Hütte des Vaters. O mein Geliebter, gute Kinder sind auch wir, aber auch wir unbehilflich. Für Heintz und Lise war ich eine Engellerscheinung. Wenn du, mein Geliebter, ermattest, so wisch ich dir in Gedanken den Schweiß von der Stirne; wenn wir uns nicht mehr helfen und rathen können, so schickt Gott auch uns seinen Engel; bis ich einst dich wieder sehen darf, ist jedesmal für mich eine Engellerscheinung dein Bote.

O der betrogenen Maria! Die Freundlichkeit, mit der sie um seines Herrn willen den Bedienten bewillkommte, machte unvermerkt diesen so kühn, daß er sich gegen sie Freyheiten zu nehmen begann. Indem er sich gewöhnte, sie unter dem Gewande eines Dorfmädchens zu sehen, und sie vertraulich Base zu nennen, gieng er endlich in der Tollheit so weit, mit ihr von Liebe zu sprechen, und ihr zugleich einzuflüstern, daß ihre Verheirathung mit dem Bedienten wohl auch den Herrn aus mancher Verlegenheit ziehe. Voll Abscheu gegen den erstern, voll Eifersucht gegen den

letztern, äusserst empört über die tiefe Herabwürdigung, stößt sie Bolten vor die Thüre, und hastig schreibt sie an Karl nur folgende Worte: „Ganz fühle ich meine Herabwürdigung; ich verdiene sie. Ihnen muß mein Briefswechsel zur Last seyn. Unaustehlich ist mir Boltens Anblick.“ Ohne diesen zu sehen, übergiebt sie ihm das Billet durch den Pächter. Auf dem Rückwege erkennt Bolt den ersten schamlosen Schritt, aber nur durch noch schamlosere glaubt er ihn gut machen zu können; er öffnet das Billet, und sogleich beschließt er, sich ohne Billet vor seinem Herrn zu stellen. Wie aber und mit welcher Stirne? Vor ihn tritt er mit dem Berichte: Maria habe sich von einem französischen Offizier entführen lassen, und zwar nach der Pächters Versicherung nicht ungern. Wenig bekümmert sich der Bediente um des Herrn Wuth und Verzweiflung; vor allem aus darauf ist er bedacht, daß seine Lüge unentdeckt bleibe. Damit sich also Karl und Maria nie wieder sehen, meldet er zu Handen der letztern dem Pächter: Für sie werde von jezt an kein Kostgeld bezahlt werden; sie bleibe nun ganz sich allein überlassen,

und, wofern sie sich nicht Verfolgung und Schande zuziehen wolle, werde sie wohl thun, sich zu verbergen. Der Bösewicht nämlich kannte ihr zartes Ehrgefühl; nur zu gut wufste er, dafs sie tausendmal lieber sich in irgend einer Einöde vergrabe, als entehrt nach der Stadt zurückkehre; tausendmal lieber ihr Elend allein trage, als durch Klage vor Gericht auch Karl und seine angesehene Familie, besonders seine edle Mutter beunruhige. Wirklich zuerst mit solchen Betrachtungen beschäftigte sie sich, als ihr der Pächter Boltens Billet vorlegte. Auf der einen Seite entschuldigte sie in ihrer guten liebenden Seele den Herrn von Melson; er ist nicht sein eigener Herr, er hätte sich durch öffentliche Verbindung mit der armen Maria für immer beym Oheim in Ungnade gesetzt: Auf der andern Seite aber erhebt sich ihr Stolz: Wenn ich nicht ihn, nicht seine Hand haben soll, so will ich aus seiner Hand nichts haben; wenn ich seinen Namen nicht tragen darf, so soll ihn auch sie nicht tragen die ach! so bittere und doch so süsse Frucht der Liebe hier unter dem Herzen! Lieber noch eingestehen will sie, dafs sie ihren Verführer

nicht kenne; wirklich, unterbricht sie sich, kenn' ich ihn nicht; nein, nicht ein Verführer ist Karl, aber ich kenn' ihn nicht. Dafs er auf meine Hand Verzicht thun mufs, begreiff ich; dafs er's mir nicht selbst meldet, diefs ist mir unerklärbar. Fragen darf ich ihn nicht. Dazu bin ich nicht niedrig genug. Vielleicht noch zum Fragen würde ich mich erniedrigen, aber wie kann ich ihm schreiben? Wie leicht geräth nicht mein Brief in unrechte Hand? Wie verlangt er, dafs ich ihm schreibe, da er mir nicht anzeigt, durch wen? O des armen Karls! Ich fürchte, ich fürchte, sie haben ihn in solche Verwirrung gestürzt, dafs er nicht weifs, was er thut. Guter Karl, weifs es denn Maria? O Gott, von einem einzigen Augenblick also hängt das Glück oder Unglück einer ganzen Ewigkeit ab! O Gott, nur rette mich vor der Verzweiflung; o so gerne doch nennest du dich Vater der Wittwen und Waisen! Ja, das bist du; endlich wieder weinen kann ich; ja wohl, ich arme Wittwe und Wayse, du also mein Vater! Du der Vater des ungebohrnen Waisen! Vater, Vater! Erbarmen und Gnade! Dort wieder, Karl, dort

oben sehen wir uns, geprüft, geläutert, verklärt, dort einst beym Vater!

Während dafs sie sich Tages und Nachts mit solchen Betrachtungen beschäftigt, während dafs sie immer umsonst von Karln einen Boten erwartet, nähert sich die Zeit ihrer Niederkunft. Da der arme Pächter für sie, die einen unterschobenen Namen trägt, nicht verbürgen kann und will, sieht sie sich auf Befehl des Oberamtmanns zur Fortwanderung genöthigt. Indem sie mit einigen Empfehlungen des Pächters auf Nebenwegen von Ort zu Ort geht, und als verdächtige Dirne immer weiter geschickt wird, erfährt sie zu späte, wie schwer ein verarmtes hilfloses Mädchen, das keine Heimat hat oder nennen darf, geneigte Aufnahme findet. Vor der Thüre ehrbarer Leute weist man sie allenfalls mit einem kleinen Almosen ab; nothgezwungen nimmt sie die Einkehr, ohne dafs sie es weifs, in einem verschrieenen Hause, wo weit von der Hauptstrafse entfernt, ein Winkelwirth liederlichen Dirnen Unterschleif giebt. Welcher Schrecken und Abscheu ergreift die Verirrte, als in ihr Schlafzimmer plötzlich ein schänd-

licher Bube hereintritt! Umsonst schreit sie um Hülfe; vor der Thüre hört sie nur wildes Gelächter; voll Verzweiflung öffnet sie das Fenster, und stürzt sich hinab auf die Straſse; mühselig und mitten in der Nacht schleppt sie sich fort; nur einen Steinwurf weit vom Hause sinkt sie in Ohnmacht; beym Wiedererwachen erblickt sie neben sich die todte Leibesfrucht; von neuem sinkt sie in Ohnmacht; beym neuen Erwachen findet sie sich auf einer Karre, auf der man sie nach der nächsten Stadt in den Spital führt. Welche fremde Welt um sie her! Ganz ausser sich, glaubt sie sich verstorben, glaubt sie sich in der Unterwelt, in dem Höllenpful der Verdammten. Einige Wochen hernach erholt sie sich, aber nur zu noch gröfserer Pein; sie sieht sich im Dunkel des Kerkers. O wie voll Sehnsucht schmachtet sie nach dem Tode! Um ihm nicht zu entgehen, verheelt sie bey der Geschichte ihrer Niederkunft jeden lindernden Umstand; um den unglücklichen Melson und seine Familie nicht zu beunruhigen, hält sie ihren eigentlichen Namen und ihre Herkunft verborgen; sie dankt dem Himmel, dafs sie unbekannt an ei-

nem fremden Orte den Tod finden soll. Herr Mersan, der Prediger, der sie zum Sterben vorbereitet, kann aus ihrem Charakter nicht klug werden. Zufälliger Weise befindet sich eines Handelsgeschäftes wegen an dem Orte Herr von Melson; zufälliger Weise erzählt ihm auf einem Spaziergange der Prediger die Geschichte der Malefikan- tin; sie ist, sagt er, offenbar eine Kindesmörderin, offenbar eine Landstreicherin, ohne daß sie selbst weder ihre Geburt noch Heimat angeben kann; von freyen Stücken erklärt sie sich ehrlos und todeswürdig; dabey aber leuchtet mitten unter den Bettellappen, die sie umhüllen, die feinste Bildung hervor, und, obgleich sie nach ihrem eignen Geständnisse die verworfenste Creatur ist, verräth sie doch immer noch Spuren von edlerm Gefühle und Funken nicht gemeiner Geisteskultur. Melson wird begierig, sie zu sehen; auf sein Verlangen nimmt ihn der Prediger mit sich zu einem Besuche im Kerker. Bey Karls Anblick fällt Maria in Ohnmacht. Während daß sie der Prediger unter Bespritzen mit Wasser allmählig wieder zu sich selbst bringt, beobachtet sie Karl; schauderhaft bebt er

zurück: Ein Gespenst, ruft er unter konvulsiver Bewegung, — oder sie selbst! Verstummet heft er auf sie den Blick, endlich, indem er wehmüthig ihre Hand ergreift, sagt er weinend: Vergeben hab' ich dir Alles. Gott erbarm' sich deiner! — Maria, starr ihn ansehend: — Vergeben? Sie mir? — Mit solcher Würde fragt sie, dafs hierauf der Prediger aufmerksam wird. Kennst du, fragt er, den Herrn? — Maria: — Nein, antwortet sie. — Karl: — Sieh' mich an! — Maria: — Bey Gott darf ich schwören, ihn kenn' ich nicht; ja, Herr von Melson ists, aber mir ist sein Betragen, sein Charakter ganz fremde, ganz unerklärbar. — Karl: — Nicht weniger mir auch der deinige. — Maria: — Dort oben enthüllt sich das Geheimnifs, In Frieden lassen Sie mich sterben. Dort oben, erst in der bessern Welt, darf ich dem geprefsten Herzen Luft machen; darf ich gestehen, wen ich liebe. — Schluchzend und unter einem Strome von Thränen findet sie in der beklommenen Brust kein Wort für ihre Empfindungen. Nach feierlicher Pause ergreift sie des Predigers Hand: Bethen Sie für die arme Maria! Lassen sie mich

allein; flehentlich bitt' ich Sie, thun Sie ihr Mögliches, dafs mir das Todesurtheil je eher je lieber gemacht wird. — Indem sie es sagt, umleuchtet ihre Stirne ein Glanz der Verklärung. Der Prediger will gehen. Ich kann nicht, ruft ausser sich Melson; losreissen von der Treulosen kann ich mich nicht. — Maria: — Treulos? Hören Sie das Wort, Herr Prediger? Zu abscheulich ist dieser Vorwurf. Vorwerfen mag man mir jedes Verbrechen, aber auch Treulosigkeit, an dir Treulosigkeit, du Treuloser! O verzeyh'n Sie mir, Herr von Melson. Ich fühl' es, zuweilen habe ich Anfälle von Wahnsinne. Sie segne der Himmel, aber um Gottes willen verlassen Sie mich! — Karl: — Gute Maria, schmerzhaft fühl' ichs, drückend ist für dich mein Anblick; du bereust deine Treulosigkeit. Indem er ihr zu Füfsen fällt: Du bist wieder mein! — Maria: — Wieder? Wenn war ich nicht dein? — Erschrocken, will sie das Wort zurücknehmen; Karl unterbricht sie: O gewifs, nicht freiwillig willigtest du in deine Entführung! — Maria: — Nun sehen Sie's, dafs er irre redet. O bringen Sie ihn zu sich selbst; führen Sie ihn

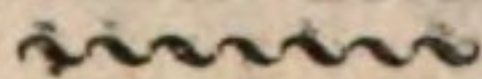
weg. Armer Karl, auch du bist krank! — Karl: — Jenen französischen Militair meyn' ich, der dich entführt hat. — Maria, erschrocken: — Dafs es Gott erbarm! Wirklich also nicht recht bey Sinnen ist er! Wenn ich, seitdem wir uns das letzte Mal sahen, einen französischen Militair auch nur von ferne gesehen habe, so stof's mich für immer und ewig zurück; auch in jener Welt stof's mich von dir. — Karl: — So versicherts doch Bolt. — Maria: — Und wessen versichert er mich? — Mit dem Worte reifst sie aus des Tasche jenes Billet, worinn Bolt dem Pächter meldet, sie bleibe nun sich ganz allein überlassen. Karln geht plötzlich ein schreckliches Licht auf. Bolt also, ruft er wütend, ist ein Bösewicht! Teuflich verlog er uns beyde, mich bey dir, dich bey mir. O verzeyh', theure Geliebte! Allein obgleich sich nun in der Fortsetzung des Gespräches die Geschichte aufheiterte, so verdunkelte hingegen die Geschichte des Kindermordes ganz wieder die Scene: Wie vor dem Blutgerichte rett' ich dich, Maria? — Maria: — Gerettet wollt' ich nicht seyn; sterben wollt' ich. Nun aber, da du,

Geliebter, wieder mein bist, da ich wieder dein bin, o, von neuem lieb' ich das Leben; ja, ich selbst rett' es mir. Nur kommen mögen sie, die Verhörriechter! Nein, Karl, unmöglich Kindesmörderin kann deine Maria seyn.

Sogleich nach der Rückkehr aus dem Gefängnisse läßt Herr von Melson ein Paar beeydigte Männer zu sich berufen, vor welchen Bolt die ganze Geschichte seiner Verrätherei eingesteht, und sie unterschreibt. Zu gänzlicher Rettung von Mariens Unschuld und Ehre wird auch sowohl von dem Pächter als von dem Winkelwirth Bericht eingeholt. Nach der Aufnahme neuer Verhöre erklärt das Gericht feierlich Mariens Unschuld. Karl schickt ihr ins Gefängniß anständigere Kleidung, und holt sie im Triumph ab. Gerührt sowohl über ihr Schicksal als über die heroische Art, mit welcher sie sich für Karls und seiner Familie *Point-d'honneur* hatte opfern wollen, betrachtet sie Karls Oheim als Märtyrerin, und giebt in ihre Heirath mit dem Neffen die Einwilligung; Karls Mutter ist entzückt, in ihr wieder die Hausfreundin, in ihr eine Tochter, und für ihren Sohn den

rettenden Engel zu sehen, der Karl, an dessen Herz bisher tödtlicher Gram nagte, wieder ins Leben zurückruft.

Und warum, fragt vielleicht ein Rechtsgelehrter, warum nicht dem Richterstuhl überliefert Karl Bolten, den Bösewicht? Ja wohl, ein abscheulicher Bösewicht ist dieser, aber vor dem höhern Richterstuhle der moralischen und religiösen Nemesis, die mit Gewissensbissen straft, und durch die Furien der Hölle; vor dem weltlichen Richterstuhle mag ihn Karl nicht verfolgen; zu fein ist dazu sein Zartgefühl; auch begreift er sehr wohl, dafs vor dem weltlichen Richterstuhle nur die That an sich, z. B. hier die Lüge, die Verläumdung und Abschneidung der Ehre gestraft werden kann, nicht alle und jede zufälligen Folgen der That.



Muster weiblicher Treue.

Untröstlich über Carls von Genonville Verschliessung in der Bastille, versank Claire, seine Gattinn, in tiefe Melancholie. In Hoffnung, sie zu zerstreuen, nöthigte sie ihr Oheim gleichsam mit

Gewalt zur Flucht über die Grenze. Insgeheim nämlich war die ganze Familie der hugenottischen Glaubenslehre ergeben, und eben deswegen seit der Aufhebung des Edikts von Nantes nicht länger sicher in Frankreich. Nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr retteten sie sich in die Schweiz; ach, immer beunruhigte mitten im Schoofse der Freiheit und Ruhe Clairen der Verhaft des Gatten, und ihre weite Entfernung von dem einzig Geliebten. Je lachender rund um sie her die neue Welt, je bezaubernder der Anblick der Natur war, um so viel peinlicher fühlte sie den Contrast zwischen diesem heitern Himmel und dem Dunkel der Grabeshöle, in welcher ihr geliebter Carl schon Monate lang hinschmachtete. Tags und Nachts, in Gesellschaft wie in der Einsamkeit, schwebte vor ihrer Seele des Gatten trauriges Bild; nur nach ihm sehnte sie sich; nur in so fern durchdrang noch die Nacht ihres Herzens ein milderer Lichtstral, in wiefern sie sich mit der Hoffnung täuschte, einst mit dem Geliebten den Kerker zu theilen. Umsonst bemühte man sich, bald durch Bit-ten und Warnungen, bald durch Verheissungen

und Drohungen sie in dem Entschlusse zur Rückreise wankend zu machen! Wo giebt es Gefahren für mich, was hab' ich zu fürchten, was zu verlieren? Mein Leben? Rauben mögen sie's mir; haben sie mir doch mehr geraubt, als das Leben! Wie aber, unter welcher Gestalt kehrt sie zurück? Bald will sie fußfällig am Thron um Gnade flehen; bald mit Troze den Märtyrertod suchen. Unter hundert Plänen, die sie mit jedem Tage entwirft und verwirft, wählt sie unter Ermüdung des Geistes gerade den gefährlichsten aus. Nachdem sie sich der Gesundheit wegen einige Wochen in dem Leüker-Bade aufgehalten, und bey dieser Gelegenheit verschiedene angesehene Personen von Sion kennen gelernt hatte, verschafte sie sich einen Passeport unter dem Namen Johann Duko; mit diesem Passeport kehrte sie nach Paris zurück. Ihre Hauptbeschäftigung in Paris war, daß sie zu jeder Stunde bey der Bastille hin und her gieng; sehr bald machte sie Bekanntschaft mit einigen Bedienten des Befehlshabers über die Bastille, des Herrn von Aulon; endlich gewann sie durch einschmeichelndes Betragen so viel Zutrauen, daß

ihn mit Bewilligung des Befehlshabers ein alter Kerkermeister zu seinem Gehülfen annahm. Noch so sehr mogte den vermeynten Johann der Umgang der Wächter mit Eckel, noch so sehr mogte ihn das Dunkel der Gefängnisse mit Schrecken und Abscheu erfüllen, leicht besiegte er Eckel und Abscheu, in wiefern er sich schmeichelte, mittelst solcher Selbstverläugnung sich desto eher dem Theuergeliebten im Kerker zu nähern. Wenn er sich zuweilen in seiner Rolle vergafs, wenn er für einen Bedienten zu viel Zartgefühl verrieth, so schrieben die Kameraden seine Schamröthe und Schüchternheit doch nur auf Rechnung der schweizerschen Einfalt und Unschuld. Mitten durch das schwarze Gewölke, das ihn niederdrückte, drang dann freylich auch der eine und andre Freudenstrahl, wenn er sich so nahe bey Carl fühlte, und ihn voll süfser Wehmuth die Ahnung ergriff, endlich doch wieder werd' er ihn sehen. Von Zeit zu Zeit liefs er sich von dem alten, redseligen Kerkermeister die Geschichte bald von diesem bald von jenem Gefangenen erzählen; auch die Geschichte des Herrn Genonville: Der sitzt schon Jahre lang

fest; so bald kömmt er nicht los. — **Johann:** — Und was verschuldete er? — **Kerkermeister:** — Ein junger Brausekopf; zu viel Wiz ist, wie zu viel Salz; zu viel wissen wollte der junge Herr: obendrein merken liefs ers. Ja, noch hingehen mogt' es, dafs er sich in den Verdacht der Neuerungssucht setzte; verstehst du mich, Johann? Ein wenig nach den Jansenisten riecht er, oder wohl gar nach den Hugonotten. Aber, wie gesagt, diefs ist es noch nicht Alles. Indem der gute Alte ängstlich hin und her guckt, raunt er Johann ins Ohr: Er hat, (Gott bewahr uns!) Verse hat er gemacht; Verse über die Maintenon und über den Pater La-Chaise. Du begreifst, diefs ist ein *crimen læsæ*. — **Johann.** — Wohl dem; nun aber seit dem Tode des hochseligen Königs unter der jetzigen Regentenschaft nimmt man's, denk' ich, mit den Versen über die abgedankte Maitresse nicht so genau. — **Kerkermeister:** — Ja, freylich ja; aber doch ein feiner Vorwand sind die Verse; das wahre Verbrechen bleibt ein Geheimnifs. Das verwünschte Geheimnifs! Lieber wollt' ichs nicht wissen; es drückt mich. — **Johann:** — Wolan, so

theilt es mit mir! Weniger drückts Euch. — Noch manchen Tag dauerte es, und manche Weinflasche kostete es Johann, bis endlich der Kerkermeister mit dem Geheimniss hervorrückte: Von guter Hand, sprach er, weiß ichs; von dem Kammerdiener des Herrn. Kurz, Johann, an dem ewigen Verhafte des armen Genonville hat Niemand Schuld, als seine eigene Gattin. Die Närrin! zu unfreundlich begegnete sie dem Herrn von Aulon; da glaubte dieser, wofern er nur ihren Mann auf die Seite schaffe, so werde sie bald freundlicher werden; er betrog sich; sie gieng über die Grenze. Wie bey solcher Erzählung ihrer eigenen Geschichte Claires zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben. Von diesem Tage an verbirgt sie immer unter dem Rock eine Pistole: Aber nein, den abscheulichen d'Aulon will sie nicht todt schießen, bevor sie Carl aus dem Kerker befreit. Nun macht sie mit des Befehlshabers Kammerdiener Bekanntschaft, und durch den letztern findet sie Zutritt beym erstern; immer unter der Verkleidung und dem Namen von Johann, erzählt sie diesem, in der Schweiz, in Sion, wo er als Keller gedient habe, habe er eine

Frau Genonville gesehen; so umständlich ist Johann in der Erzählung, daß der Befehlshaber sich ganz überzeugt, sie sey es. Bereits denkt er darauf, wie er ihr auf die Spur kommen, und unter irgend einem Vorwande ihre Entführung oder Auslieferung bewerkstelligen könne. Verborgен ist ihm ihre Auswanderung nicht; er zweifelt nicht im geringsten an ihrem Aufenthalt in der Schweiz; er kann sich nicht vorstellen, daß sie es sey, die unter männlicher Verkleidung persönlich da vor ihm stehe; vielmehr setzt er in den vermeynten Johann allmählig ein so großes Vertrauen, daß er eines Abends ihm erlaubt, ihn zu Carln in den Kerker zu begleiten. Im Dunkel des Kerkers und unter der Verkleidung bleibt Carln Johann ganz fremde; Beym Anblicke von jenem aber sinkt dieser bey nahe in Ohnmacht. Entweder schlägt auf ihn der Befehlshaber nicht Acht, oder seine Betäubung schreibt er nur dem Eindrücke zu, den die Kerkerscene auf sein schwaches Gemüth macht. Wenn Johann aus der Betäubung wieder zu sich selbst kömmt, wenn er, angelehnt an die Thüre, sich vor gänzlichem Hinsinken verwahrt, so dankt er's

der Hoffnung, bald wieder zu dem theuer Geliebten zurückkehren zu dürfen, und alsdenn ohne Begleite. Mittlerweile ist es dem Befehlshaber nicht genug, sich nur an dem Anblicke des Gefangenen zu weiden, der, ganz abgezehrt, zu seinen Füßen auf dem Strohlager liegt; in Hoffnung ihn von Sinnen zu bringen, erzählt er ihm unter triumphirendem Lächeln, seine Claire befinde sich recht wohl; sie sey besser beherbergt als er, in einem abgelegenen Landhause, das er für sie habe ausschmücken lassen; keine Woche vergehe, wo er nicht ein Paar Nächte mit ihr sehr angenehm zubringe u. s. w. In stumme, taube Wuth setzt Johann die teuflische Lüge; neue Kraft giebt ihm die Wuth; er ist auf dem Punkte, die Pistole unter dem Rocke hervorzuziehen; auf dem Punkte, sich erkennen zu geben; dann aber hält er wieder an sich; die Vollziehung des verzweifelten Entschlusses, schwört er bey sich im Stillen, verschieb ich noch, bis ich den Gatten endlich einmal ohne Zeugen gesehen habe. Stumm hört dieser die Lügen des Befehlshabers; endlich erklärt er sich darüber ganz kurz und mit männlicher Ruhe: Herr von

Aulon, mögen Sie auch Clairen Unrecht thun; ihr thue ich nicht Unrecht; o, sie kenn' ich, die edle Seele; tausendmal lieber opfert sie unter allen Martern sich selbst auf, als ihre Ehre; tausendmal lieber das Leben, als mich. Bey solcher Aeusserung fühlt wechselweise Johann die Brust bald erleichtert bald niedergepresst. — Elender, sagt zu Genonville der Befehlshaber, du selbst beraubst dich der Freyheit; auch jetzt noch bin ich bereit, sie dir wieder zu geben; keine andern Bedingungen verlang' ich von dir, als ewiges Stillschweigen über deinen Verhaft; als die Unterzeichnung hier dieser Karte. (Unterschreiben sollte Genonville, dafs er bereits vor zween Monaten auf freyen Fufs gestellt worden sey.) — Johann: — O thun Sie das; o wie gütig ist nicht der Befehlshaber! — Genonville: — Hinter dem Riegel unterschreib' ich keine Bedingungen. — Wolan, so bleib' ewig hinter dem Riegel, ruft voll Ingrimme der Befehlshaber, und eilt, indem er Johann mit sich fortreißt, aus dem Gefängnisse. Um sich bey jenem einzuschmeicheln, sagt dieser, als sie sich droben im Cabinette verschlossen hatten: Wirklich doch äusser-

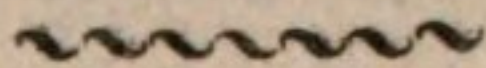
ten Sie sich gegen den Gefangenen sehr gnädig. O, bey reiferm Nachdenken unterschreibt er wohl noch.

— Der Befehlshaber: — Ja, wenn du ihn dazu bewegest, so wälzest du mir einen schweren Stein von dem Herzen. Hierauf erzählt' er, dafs sogleich bey dem Antritte der Regentenschaft der Herzog-Regent zur Loslassung von Jedem, der sich nur durch Spottverse gegen Maintenon versündigte, gemessenen Befehl ertheilt habe. Obendrein, raunt er Johann ins Ohr, hat nicht Genonville die Verse gemacht, sondern unter seinem Namen ich selbst. Wenn nun der neue Minister (wie bereits die Rede geht) über kurz oder lang die Gefängnisse besucht, so steh' ich dir für nichts gut, Johann. Ohnehin ist er mir nicht gut; leicht giebt er Genonville's Klagen Gehör. — Johann: — Mit Ihrer Erlaubniss eil' ich zum Trozkopfe in den Kerker zurück; ihn berede ich zur Unterzeichnung der Karte; noch mehr; wir werfen ihn hernach in einen verschlossenen Wagen, und, wohl bewacht, führ' ich ihn über die Grenze; über die Grenze kehrt er nie wieder zurück. — Befehlshaber: — Nein, zu spitzig ist seine Feder. Aus der Schweiz würde

er Klagschriften über Klagschriften nach Paris schicken. Einen klügern Einfall giebt mein guter Engel mir ein. Hast du nicht drunten im Hofe neben dem Kerker die verschüttete Cisterne bemerkt? Wir räumen den Schutt weg. Verstehst du mich, Junge? Weiter kein Leid thun wir dem Gefangenen; nur in der Cisterne verbergen wir ihn. Eilig hinab, Johann; zur Aushölung des Grabes schick' ich dir vertraute Gehülfen, und sogleich komm' ich nach. Hier zum Kerker der Schlüssel. Zur Förderung des Werks laß ihn mitschaufeln. — Um sein Entsetzen nicht zu verrathen, taumelt Johann die Treppe hinab. Eben findet er Carln unter dem Boden beschäftigt: fertig zur Flucht. — Johann: — Nein, nein, dich laß ich nicht, Carl. — Carl: — Grausamer! — Johann: — Ich bins; du bists. Trennen soll uns kein Dämon. — Indem er das Kleid aufreißt, und Carln an die heftig klopfende Brust drückt, sagt er: O so erkenn unter der Verkleidung deine Claire! — Carl: — Du selbst, oder dein Engel! — Claire: — Hier, in meinen Rock versteck dich; und ich verhülle mich in deinen Mantel. Rette dich. Hier ein Kes-

sel, den ich unterwegs mitnahm. Stell' dich, als
 gehst du zum Brunnen. Sicher durchgehen läßt
 dich die Wache. Hier auch eine Karte Nro. 309.
 Dort bin ich zur Miete. Sorgsam verbirgt dich
 der Hauswirth, bis ich dich abhole. — Carl: —
 Ich? Ohne dich geben? In Ewigkeit nicht. Du
 im Kerker, und ich in Freyheit? Bedenkst du deine
 Gefahr? Dem Barbar giebst du dich Preiss. —
 Claire: — Er hält mich für Johann. Wenn er
 kömmt, so lieg ich in Ohnmacht. Beym Erwa-
 chen erzähl' ich ihm, wasfür ein böser Mann du
 bist. Du schlugst mich zu Boden. Wie es scheint,
 tauschtest du während meiner Sinnlosigkeit mit mir
 die Kleider. — Ach, Carls Widerstreben vereitelt
 den Anschlag. Plötzlich tritt der Kerkermeister her-
 ein: Bereits vollendet glaubt' ich die Arbeit; wie
 ich sehe, noch nicht angefangen ist sie. Der Be-
 fehlshaber schickt mich; sogleich kommt auch er
 nach. Auf sein Treiben und Stossen beginnen sie
 die Aushölung des Grabes. Mit schmerzenvoller
 Wehmuth, aber nur verstohlen blicken unter der
 Arbeit die Trostlosen sich an. Clairens zerrissene
 Seele durchkreuzen die schrecklichsten Pläne; jetzt

will sie, Carln fest umklammernd, mit ihm sich hinabstürzen ins Grab; jetzt die Pistole losfeuern, zuerst nach ihm, und alsdenn gegen sich selbst; jetzt gegen den Befehlshaber. Beynahe schon ganz ausgehöhlt ist das Grab, als plötzlich das Gelärm der Trommeln den Kerkermeister aufmerksam macht. Während dafs er ans Thor eilt, reißt Claire das Kleid von der Schulter; mit Gewalt dringt sie es Carln auf; mit Gewalt widersezt sich ihr dieser. Plötzlich tritt zwischen sie der Minister, im Begleite des Befehlshabers. Nach aufgenommenem Verhöre wirft er den Befehlshaber in Carls Gefängniß, und zum Befehlshaber ernennt er diesen.



Sieg unter Hinopferung.

Ueber den Hinscheid der Gattin untröstlich, suchte der Baron von Rosenthal auf weiten langen Reisen den Schmerz zu betäuben. Sein einziges Kind, an dessen Geburt die Mutter gestorben war, anvertraute er vor der Abreise der Herzensfreundin der Verstorbenen, der Frau von Himberg. Auf dem Landhause dieser verwittweten Dame genoß

das Kind mit Heinrich, ihrem einzigen Sohne, die beste Erziehung. Schon mehr als zehn Jahre hatte der Baron nicht mehr nach Hause geschrieben; in seinem letzten Briefe aber, der aus London datirt war, hatte er lebhaft den Wunsch geäußert, daß die ehemalige Freundschaft zwischen seiner seeligen Gattin und der Frau von Himberg sich durch Luziens Vermählung mit Heinrich auf die Kinder fortsetzen mögte. Dem Wunsche des Vaters kam der Wunsch der Kinder zuvor; mit Entzücken wechselten sie die Trauringe, und Frau von Himberg betrachtete sich als die glücklichste Mutter. Wenige Wochen aber vor dem Tage der Trauung überrascht plötzlich die Liebenden eine ganz neue ausserordentliche Erscheinung, und diese Erscheinung verwandelt das Paradies der Liebe in chaotische Verwirrung. Unweit von ihrem ländlichen Aufenthalte, in den Bädern von Baden, hatten sie eine schöne Ausländerin, Helmine, kennen gelernt; schon einige Male hatten sie von ihr Besuche erhalten. Ganz von ihr bezaubert, ist Heinrich nicht mehr, wer er bisher war; für ihn Luzie nicht mehr die Allgeliebte, die Einzige; innig noch liebt er

auch sie; er fühlt es, immer und ewig wird er sie lieben; sie aber als Herzensfreundin, als Schwester; in Helminen hingegen erblickt er ein höheres himmlisches Wesen, gegen dessen Uebermacht er sich umsonst mit aller Kraft der Moralität und Vernunft waffnet. Jedermann bewundert ihre Göttergestalt; äusserst unruhig gesteht in ihrem Innern selbst Luzie ein, nur allzu gut werde durch Helminens Zauberreiz Heinrichs Schwäche gerechtfertigt; nur sich selbst und dem vermeynten Mangel an eigenen Vorzügen giebt sie es Schuld, wenn sie Heinrich hintansetzt. Die schöne Unbekannte, wie nun Luzie erfährt, ist eine Mayländerin, die sich seit dem Tode der Aeltern in dem Besitze sehr beträchtlicher Reichthümer befindet, und mit voller Freyheit ihre Hand und ihr Herz hingeben kann. Vollends schlägt dieser Umstand Luzien nieder: Ach, wenn Helminen Heinrich zu gefallen sucht, so ist sie die Seinige. Wer kann ihn sehen, und ihn nicht lieben? So sey denn Heinrich, mit einer andern, sey ohne mich glücklich! Aber um dich nicht in deinem Glücke zu stören, mufs dir Luzie aus dem Wege gehen. Unter dem Vorwande

eines Fieberanfalls verschliefst sie sich in ihr Schlafzimmer; ihn will sie nicht sehen; überall Niemand als ihre mütterliche Freundin, die Frau von Himberg. Während dafs sie unter heftigen Kämpfen wechselweise sich bald heroisch von dem Geliebten für immer losreißen will, bald wieder voll Verzweiflung sieht, dafs sie sich von ihm nicht losreißen kann, geräth sie wirklich in gefährliche Krankheit. So beklagenswerth sie selbst ist, ists nicht weniger Heinrich. Unwiderstehlich zieht diesen Helmine an sich, und voll Zärtlichkeit wendet er sich nach Luzien zurück. Aeusserst beunruhigt über den Zustand der letztern, beschleicht er sie leise im Schlafzimmer; nach Entfernung der Wärterin wirft er sich zu ihren Füßen; ängstlich erkundigt er sich um ihr Befinden; zärtlich macht er ihr Vorwürfe, dafs sie ihm, dem Verlobten, den Zutritt verweigert. Mit glühender Wange verbirgt sie das Gesicht unter dem Polster; beschämt und tief erschrocken, verstummt sie, und unter einem Strome von Thränen stößt sie ihn, jedoch mit sanfter Hand, etwas zurück. Auf seine wiederholten dringenden Bitten und Beschwörungen raft sie

sich zusammen, und, um den immer noch theuer Geliebten weniger zu kränken, wälzt sie alle Schuld von ihm nur auf sich selbst: Ich liebe Sie, ewig lieb' ich Sie; eben darum schlag ich Ihre Hand aus; je mehr die Stunde der öffentlichen Trauung naht, um so viel unbezwinglicher wird meine Abneigung vor jeder ehlichen Verbindung. O mein Heinrich, laß ewig uns einander lieben, wie Bruder und Schwester! Nur so bleibest du glücklich. Eine Andere hat dir der Himmel zur Gattin bestimmt. Indem sie mit ohnmächtiger gebrochener Stimme Helminen nennt, sinkt sie sprachlos aufs Polster. Tief gerührt ist er, aber zu edel, um vor ihr die leiseste Regung verbergen zu dürfen. Ganz entblößt er sein tief zerrissenes Herz: Wahr ist's, sagt er, eben so gewaltig als unerklärbar ist der Zauber, den über meine Sinnen die Unbekannte ausübt, aber eben zur Beschleunigung meiner Entzauberung wünsch' ich sehnlich die Beschleunigung deiner öffentlichen Verbindung mit mir. O leicht, Luzia, zieht deine Engelshand mich aus den Fesseln zurück! -- Luzia: -- Heinrich, ja nicht zum zweytenmale betrieg' dich; besser, als du dich

selbst kennest, kenne ich dich. Immer noch glücklich können wir seyn, als Freunde, als Bruder und Schwester; ach, theuer Geliebter, verzeyh' mir, deine Gattin kann ich nicht werden, ohne dich und mich höchst unglücklich zu machen. O wenn es doch anders nicht seyn kann, so gönne mir die einzige, die letzte Beruhigung; rette dich und mich vor dem entsezlichen Abgrunde, an dessen Rande du einst in meinen Armen auf eine Andere zurücksehen würdest. Siehst du in den Armen dieser Andern zurück auf Luzien, o, Herzensbruder, so beruhige dich der Gedanke, daß mit schwesterlichem Herzen Luzie auch auf dich zurücksieht. -- Nach langem feurigen Wortwechsel erhält sie endlich von Heinrich für einige Wochen Verschiebung der Heirath. Sorgfältig weicht dieser Helminen aus, allein je mehr er sie ausweicht, um so viel stärker erhebt sich in ihrer eigenen Brust die Flamme der Leidenschaft. Wie kann bey ihrem Liebreize Er kalt bleiben? Bey jedem Bestreben, den unglücklichen Pfeil aus dem Herzen zu reißen, fühlt er nur desto mehr die Tiefe seiner Verwundung; umsonst hofte er, diese

vor Luzien verbergen zu können. Ohne deinen Besitz, sagt er, kann ich nicht glücklich seyn. Welches Herz gleicht wohl dem deinigen? Was vermag wohl die bezauberndeste Schönheit mit allen Grazien gegen den hohen unermesslichen Werth deiner Seele? — Dringend unterstützt Heinrichs Wünsche und Gelübde auch die Frau von Himberg. Unter stillem Schmerzen hört ihre Wünsche und Klagen Luzie, unter vermischten Thränen des Mitgeföhls und Hochgeföhls; wechselweise sinkt sie den Bittenden zu Füßen, und hochherzig, gleichsam im Triumph nach dem Kampfe, erhebt sie sich wieder; wechselweise schwach und stark fühlt sie sich; liebevoll immer; nachgeben will sie aus Liebe, aus inniger Herzensliebe sowohl gegen den Geliebten als gegen dessen Mutter, die so ganz auch die ihrige ist; dann aber fühlt sie wieder sich edel und gut, wenn sie's, ihnen zu widerstreben, vermag; mitten unter Thränen strahlt, wie verklärt, ihr Angesicht bey dem seligen Bewußtseyn, daß doch immer der Sohn und die Mutter tausendmal weniger unglücklich seyn werden, wenn sie allein unglücklich ist: Warum nicht ihnen

opfre ich mich und meine innigste Herzensneigung auf, ihnen, die ich mehr liebe, als mich? — So sagt sie leise bey sich, und laut schwört sie beym Himmel: Heirathen werd' ich nie! — Nicht länger beunruhigen sie weder der Sohn noch die Mutter; unwillig ist diese, jener ist muthlos.

Inzwischen verliert bey Heinrichs fremdem Betragen, bey seiner anscheinenden Kälte, besonders auch bey seiner gänzlichen Zurückziehung von allen öffentlichen Spielen und Freuden je länger je mehr Helmine die Hoffnung, an seiner Seite glücklich zu werden; bereits ist sie zur Rückreise fertig; zum letzten Male begleitet sie Heinrich nach den Bädern zu Baden; zum letzten Male. Bey diesem Gedanken geräth seine Seele von neuem ganz in Verwirrung; hundertmal hält er unterwegs mit dem Cabriolet still; Helmine sowohl als er vergessen sich so lang, dafs vor ihrer Ankunft in Baden bereits die späte Dämmerung einbricht. Tief im Gespräche verloren, mitten unter den täuschenden Schatten der Nacht, läfst Heinrich den Pferden die Freyheit; sie werden scheue und nehmen den Reissaus; der Wagen stürzt nach der Limmat hinab;

leblos liegt Helmine im Blute; mit zerquetschter Schulter eilt Heinrich zur nächsten Hütte, und trifft Anstalten, daß man dort Helminen aufnimmt, und von Baden her einen Wundarzt herbeyholt. Sogleich bey seiner Ankunft bemerkt der Arzt, daß ohne Lebensgefahr die Verwundete nicht könne weggebracht werden. Während daß an ihrem Lager Heinrich wacht, schickt er nach Hause einen Eilboten, mit umständlichem Bericht über den Vorfall. Luziens ohnehin niedergeschlagene Seele umschwebten schwere Ahnungen; nur ein Paar Worte schreibt sie an Heinrich; viel kann sie nicht schreiben; auch kann sie nicht, wie sie es wünscht, persönlich zu Hülfe eilen, so sehr nämlich hat der unglückliche Vorfall die Frau von Himberg in Schrecken gesetzt, daß sie Luziens Gesellschaft nicht entbehren kann. Leicht hingegen, denkt sie bey sich selbst, entbehren meine Gesellschaft sie dort in der Hütte; von neuem stärkt sie sich in dem Entschlusse, ewig nie zwischen Heinrich und Helminen zu treten. Am folgenden Morgen sagt dieser letztern sehr schüchtern und zweydeutig der Arzt: Er gebe zwar die Hofnung nicht auf, wo-

fern aber die Kranke noch einige Aufträge zu bestellen habe, so könne sie dieselben doch eben so gut heute besorgen lassen, als morgen. Nachdem die Kranke, welche heftig Blut speyete, die Andern alle aus dem Zimmer entfernt hatte, ergriff sie Heinrichs Hand, drückte sie schwach an die ihrige, und sagte: So sehr ich am Leben hieng, so leicht macht mir nun die allgütige Vorsicht das Sterben. Gerne sterb' ich. Ohne Sie, Heinrich, hätte ich nie glücklich seyn können, und Sie könnten mit mir nie ganz glücklich seyn. — Unter Thränen drückt er auf ihre kalte Hand die feurigen Lippen; nach langer feierlicher Pause sagt er: Unwiederbringlich ist diese Stunde und heilig. Was ich spreche, sprech ich an den Pforten der Ewigkeit: Hingehen sollen Sie nicht, Helmine; nein, mein Engel, hingehen sollst du nicht in die Chöre der Engel, ohne daß dich mein Gelübde begleitet; das Gelübde, daß ich dich ewig lieben, daß ich dich dort wieder sehen werde. So sehr eine solche Erklärung das Gemüth der Kranken angriff, so augenscheinlich erweckte sie doch allmählich wieder den bey nahe erloschenen Funken des Le-

bens. Unter Zurathziehung der geschicktesten Aerzte verlor sich in wenigen Tagen die Todesgefahr; unvermerkt hatte sich die Kranke wenigstens in so weit erholet, daß sie zufolge der medizinischen Vorschriften die Reise nach dem Sauerbrunnen zu St. Morizen unternehmen konnte. Wie entzückt war nicht Heinrich über die Versicherung, daß dieselbe Heilquelle auch für seine Wiederherstellung wohlthätig seyn werde! Unter diesem Vorgeben eilt er zur Mutter und zu Luzien zurück, um bey denselben Abschied zu nehmen: So geh denn, sagt' mit liebevollem Ernst die Mutter, geh hin unter den mütterlichen Segnungen; kehr glücklich in meine Arme zurück; glücklich, mein Sohn; dank du mit mir dem Himmel, daß er mir die Abwesenheit des Sohnes durch die Anwesenheit einer Tochter erleichtert; ach, der einzigen, die ich als Tochter zu lieben vermag! — Alles glaubt Luzie voraus zu sehen. Ihrer ganzen Seele bemächtigte sich nur Ein Wunsch: Wenn nur er glücklich ist! Zum letzten Male drückt sie ihn an die beklommene Brust; eiskalter Schauer ergreift sie bey dem Gedanken: Ach, wenn mein Opfer um-

sonst ist, wenn Helmine ihn unglücklich macht! Geh, ruft sie ihm nach, beten will ich für dich! Nach Heinrichs Abreise sind Mutter und Tochter ganz ausser sich; bald will jede für sich allein ihrer Traurigkeit nachhängen, bald suchen sie sich; verbergen will jede den eigenen Schmerz, und den Schmerz der Andern erleichtern; je mehr sie sich verlassen, um so viel fester umklammern sie sich: Du, sagt Frau von Himberg, du bist meine Tochter; Luzie, ewig nur du; jetzt du mein einziges Kind! Schluchzend und mit gebrochener Stimme erwiedert Luzie: Sie, Heinrichs Mutter, ewig die meinige; gemeinschaftlich Mutter von beyden; o Sie mein leztes, mein einziges Gut; Sie allein noch das Band, das mich an ihm, das mich am Leben festhält!

Aber auf der Reise ist auch Heinrich nicht weniger unruhig. Wenn er in Gedanken einmal nach Helminen hinsieht, so sieht er zehnmal zurück nach Luzien: Ach, so großmüthig und edel, so liebevoll und innig theilnehmend ist sie! Ach, mit welchen Empfindungen begleitet sie mich! Tief erschrickt er bey dem Vorwurfe, daß er sie

verlassen kann; reuvoll will er zurückkehren; dann aber täuscht er wieder sich selbst; Helminen gab er das Wort; ohne Verletzung des Wortes und des Anstandes darf er sie nicht allein in Rhätens wilde Gebirge hinreisen lassen. Fest entschlossen ist er zur Rückkehr in Luziens Arme; ach, kaum aber trifft er mit Helminen zusammen, so verschiebt er von einem Tage zum andern die Rückkehr; sein Entschluß wankt; in dämmernder Ferne erblickt er nur Luziens Schatten, hingegen unter Augen in immer neuem Glanze Helminen. So ganz bezaubert ihn diese, daß er sich feierlich mit ihr verlobt, aber eine gewisse Aengstlichkeit in der Seele erlaubt ihm nicht, weder Luzien noch der Frau von Himberg seine Verlobniß zu melden. Diese Aengstlichkeit legt in die Briefe, die er nach Hause schreibt, einen etwas gezwungenen Ton. Da er noch nicht schreiben darf, was er soll und will, so füllt er die Briefe nur zu oft bloß mit topographischen Bemerkungen aus: „Der Sauerbrunnen bey St. Morizo sprudelt siedend heiß in einen Kasten von Marmor; das Wasser ist rein, wie Crystal, und schmeckt bey dem ersten Schlürfen, wie

Dinte; so durchdringend ist sein Geist, wie der Weingeist; obgleich es bey'm Trinken frieren macht, so brennt es doch im Magen wie Feuer. Welchen Kontrast formiren nicht mit den siedenden Heilquellen die schauervollen Gletscher des nahen Bernina!" Unwillig legt Frau von Himberg die Briefe weg; Luzie findet sie schön, aber doch etwas fremde; wechselweise beglückwünscht sie sich über Heinrichs Entfernung, und hofft, sich darüber bald zu Tode zu grämen: Mag er auch meiner vergessen, sagt sie, wenn nur Er glücklich ist! Helmine, machst ihn du glücklich, o, so lieb' ich auch dich. Weh dir, wenn du ihn unglücklich machst! Inzwischen schleicht daheim, und fliegt zu St. Moriz ein Tag nach dem andern weg. Um die Verlobniss zu verheelen, und gleichwohl einen Vorwand zur Verlängerung der Reise zu haben, schreibt Heinrich nach Hause, daß er sich hinreissen lasse, Helminen durch die paradiesischen Gefilde des Veltlins zu begleiten; endlich aber muß doch das Geheimniss heraus: Ohne Wissen und Willen, schreibt er nach Hause, bin ich bis nach Mailand gekommen; wegen eines Rechtshandels

und wegen Besorgung ihrer Güter wird Helminen meine Gegenwart nothwendig; um mich mit ihr zu vermählen, bedarf ich nur der mütterlichen Zustimmung; zum voraus auf die Ihrige zähle ich, ewig theuer geliebte Luzie. Schlugen Sie nicht meine Hand aus; erklärten nicht Sie selbst Helminen als Heinrichs künftige Gattin? Glückliche bin ich nur in so fern, in wiefern Sie mir erlauben, Sie, theuer Geliebte, Herzensfreundin, Herzensschwester zu nennen. Und auch meine Freundin und Schwester müssen Sie seyn, setzt in Heinrichs Briefe Helmine hinzu. Wirklich aufrichtig und innig liebten Luzien beyde, wie aber konnten sie mitten unter den Verblendungen der Leidenschaft entweder den hohen Werth von Luziens Aufopferung fühlen, oder sich für Luzien ähnlicher Aufopferung unterwerfen, wie diese? Nur die Ueerraschung eines Augenblicks beschleunigte ihre Vermählung und machte sie unwiderruflich. Je weniger unerwartet die Vermählung für Luzien und für Heinrichs Mutter war, um so viel weniger empfindlich war der Ton, in dem sie hierüber schrieben; unvermerkt aber wurde die Correspondenz

gleichgültiger, und endlich hörte sie beynahe ganz auf.

Kaum hatte sich Heinrich mit Helminen in Mayland niedergelassen, so sah er sich in mancherley schwere Verdrießlichkeiten verwickelt. Den wichtigsten Theil ihres Vermögens hatte seine Gattin einem Oheim zu danken; ein entfernter Anverwandter von ihr, der auf ihre Hand Anspruch gemacht hatte, und nun seine Hoffnung vereitelt sah, brachte es dahin, daß das Testament des Oheims für ungültig erklärt wurde, und sie dadurch die Hälfte ihres Vermögens verlor. Einen andern Theil ihres Vermögens verlor sie unter den Stürmen des Revolutionskrieges. Da sie aber an üppigen Aufwand gewöhnt war, so beredete sie sich, bey Spieltischen neue Hilfsquellen zu finden. Um so viel unbesonnener liefs sie sich zum Spielen hinreissen, je mehr sie anfänglich mit glücklichem Erfolge spielte. Unvermerkt gerieth sie in die Schlinge von falschen Spielern; um ihren Gatten nicht zu beunruhigen, stürzte sie sich hinter seinem Rücken in Schulden; ohne Bedenken borgte sie höchst beträchtliche Summen; dieselben erhielt

sie ihrer Meynung nach aus den Händen der Freundschaft, theils von der Frau von Gonzalva, theils von dem Grafen Bellmonte; in ihrer Unbefangenheit kam ihr daran nicht der kleinste Gedanke, daß jene nur die Unterhändlerin spiele, und daß dieser sich auf Unkosten ihrer ehlichen Treue bezahlt machen wolle. Den tiefen gänzlichen Verfall ihres Hauses und damit zugleich den Angriff auf ihre Ehre erfährt ganz zufällig Luzie gerade zu der Zeit, wo sie aus England Nachricht erhält, daß ihr Vater in Ostindien gestorben sey, und sie zur Erbin von ein Paar Millionen eingesetzt habe. Weit weniger Eindruck macht auf sie diese letztre Nachricht, als jene erstere; nur mit Heinrichs unglücklicher Lage beschäftigt sie sich; sie kennt Heinrichs Verblendung, seine blinde Liebe für die undankbare, treulose Helmine; sie kennt sein Zartgefühl: O tausendmal lieber, sagt sie, stürzt er sich ins tiefste Elend, als daß er seine und seiner Gattin Ehre Preiß giebt. Entdeckt er die Entehrung der letztern, ach, so kränkt er sich zu Tode. Nein, entdecken wird er sie nicht; je edler sein eigenes Herz ist, um so viel weniger erlaubt er sich auch

nur den leisesten Verdacht. Wär's in solchem Falle nicht Grausamkeit, ihm hierüber die Augen zu öffnen? Nach wiederholten Berathschlagungen mit der Frau von Himberg, entschließt sie sich, Heinrichs Lage unmittelbar kennen zu lernen. Unter dem Begleite eines alten treuen Bedienten begiebt sie sich in männlicher Verkleidung nach Mayland; in gleicher Verkleidung Louise, die Kammermagd. Mehrere Tage bringt Luzie unter dem Namen eines Herrn von Finsternau damit zu, sich in ihrer Rolle zu üben; zugleich forscht sie durch die Bedienten jedes Haus aus, in welchem man hohes Spiel trieb. Sie erfährt, Helmine spiele gewöhnlich in dem Hause der Frau von Gonzalva. Unter Empfehlung eines jungen Herrn, den Luzie oder, wie sie nunmehr sich ankündigt, Herr von Finsternau an des Wirthes Tafel kennen gelernt hatte, erhält bey der Frau von Gonzalva leicht auch letzterer Zutritt. Indem er sein Auge durch die ganze Gesellschaft hin und her gehen läßt, erblickt er Helminen. Eben vollendet hatte sie eine Parthey; sie stand auf, und beklagte sich über Mißgeschick: Ich spiele glücklich, sagt zu ihr

Herr von Finsternau; wirklich beredet er sie, bey einer zweyten Parthey mit ihm Gewinn und Verlust zu theilen. Indem er ihr grofsen Gewinn verschafft, und seinen Antheil daran für die Karten liegen läfst, zieht er die Frau von Gonzalva, die Dame vom Hause, ganz in sein Interesse; sehr frühe entfernt sich Helmine aus der Gesellschaft, er aber nimmt die Einladung zum Abendessen an. Da er bedauert, dafs sich seine reizende Spielgesellschafterin so bald entfernt habe, raunt ihm die Frau von Gonzalva ins Ohr: Sehr bedauernswerth ist die Frau von Himberg; sie ist unglücklich verheirathet; ihr Gemahl hat sein Vermögen ganz durchgebracht; er ist eifersüchtig und untersagt seiner Frau beynahe jeden Genufs der schönen und grofsen Welt. Ueber diese Reden wird innerlich Herr von Finsternau so erbittert, dafs er nur mit Mühe den Zorn niederdrückt; nach einiger Besinnung frägt er: Kann ich diesen Herrn von Himberg nicht kennen lernen? — Frau von Gonzalva: — Unmöglich! Seit einiger Zeit vermeidet er jede Gesellschaft; er ist kein Mann von Welt; ein guter ehrlicher Schweizer ist er. — Herr von Fin-

sternau: — Seine Gattin ist reizend, und in ihrem ganzen Thun und Lassen verräth sie geheimes Leiden, das sie noch anziehender macht. — Einige Tage nachher glaubt sie den Grund entdeckt zu haben, warum er sich mit so lebhaftem Interesse um Helminens und Heinrichs Lage erkundige: Umsonst verhehlen Sie's mir, sagt sie zu ihm; Sie lieben Helminen. Ich wünsche, daß Sie glücklicher seyn mögen, als Andere. — Herr von Finsternau: — Als Andere, und welche? — Frau von Gonzalva: — Z. B. der Graf von Belmonte. Ach, ihre Sprödigkeit macht nicht nur ihn unglücklich, sondern auch mich. Ihnen ins Ohr gesagt, sie ist ihm und mir beträchtliche Geldsummen schuldig; ihrem Manne darf sie's nicht sagen; es sind Spielschulden; bisher hat er für sie bezahlt, bezahlen kann er nicht mehr; aus guter Hand weiß ich, daß er von Haus aus wenig oder nichts mehr zu erwarten hat. Ich sah das Billet, in dem ihm schon vorlängst seine Mutter schrieb, daß sie für ihn weiter nichts thun könne. Für die Summen, die Helmine mir schuldig ist, hatte bisher ich freylich einen guten Bürgen, den Grafen

von Bellmonte, allein, wenn sie ihm noch länger kein Gehör giebt, so zieht er die Verbürgung zurück. — Herr von Finsternau, sie mit Ungestüm unterbrechend: — O zum Bürgen nehmen Sie mich an! Ein Engel ist Helmine! — Das Entzücken, das er über Helminens siegreichen Kampf äussert, scheint ihr verliebte Schwärmerey; begierig veranstaltet sie eine geheime Zusammenkunft, und zwar unter dem Vorwande, mit Helminen von Geldsachen zu sprechen: Bellmonte, sagt sie zu dieser, zieht seine Verbürgung zurück; entweder also sogleich bezahlen Sie mich, oder um neue Verbürgung ersuchen Sie hier den Herrn von Finsternau. — Helmine: — Freundin, in Verzweiflung stürzen Sie mich. Den Herrn von Finsternau kenn' ich nicht; er mich nicht. Ewig nie erbett ich ihn oder irgend einen Mann zum Bürgen. — Frau von Gonzalva: — Zu gerichtlicher Vorladung nöthigen Sie mich. Entscheidend ist dieser Moment, Seyn Sie nicht länger unklug! Hier dem Herrn von Finsternau überlass' ichs, Sie klüger zu machen. — Mit dem Worte eilt sie vor die Thüre; glühend vor Schaam und Zorn Helmine ihr

nach; die Verrätherin stößt sie ins Zimmer zurück, und schließt sie ganz allein mit dem Herrn von Finsternau ein. Während daß sie die Hände ringt, während daß sie auf den Knien Gott um Erbarmen fleht, befindet sich Herr von Finsternau in der tiefsten Verwirrung; endlich versucht er's nach einiger Besinnung, wieder in seine Rolle zu treten: Davor bewahr' mich der Himmel, sagt er, daß ich Ihre Verlegenheit mißbrauche; nur erlauben Sie mir, daß ich Sie zuweilen besuchen darf, freylich nie wieder hier in diesem Hause. Verhafst muß ihnen dieses Haus seyn, und verhafst ist es auch mir. Ueberzeugen Sie sich von meiner Hochachtung für Sie; so groß meine Hochachtung für Sie ist, so groß ist mein Abscheu gegen die Frau von Gonzalva. O der Nichtswürdigen! Gleicher Weise betriegt sie uns beyde. Unter Thränen und Schluchsen kann Helmine lange kein Wort hervorbringen. Endlich flößt ihr der biedere Ton des Herrn von Finsternau wieder ein wenig Muth ein: Wissen Sie, sagt sie mit feierlichem Ernste, daß unter dieser Brust noch ein frommes Herz schlägt! Plötzlich aber wendet sie von ihm den Blick ab,

eilt erschrocken nach der Thüre, verbirgt das Gesicht an der Wand, und ruft nach kurzer Pause wehklagend aus: O wer rettet mich? Grundlos ist der Abgrund, der mich verschlingt! — Fußfällig bittet sie Herr von Finsternau, sich zu beruhigen; er schwört ihr, sie zu retten. — Helmine: — Nein, nein! Wenn Sie mich kennen, meinen Leichtsinn, meine Tollheit, ach, alsdenn verwandelt sich Ihre Theilnehmung in Verachtung und Abscheu. Wohl noch schuldlos mag mein Herz seyn, aber entehrt ist mein Name; verdammenswürdig mein Leben. Lassen Sie mich! Wenn Sie mich länger zurückhalten, so entehren Sie sich mit mir. — Herr von Finsternau: — Oeffnen Sie mir Ihr Herz; bereits verwandelt sich meine Zuneigung in die reinste Freundschaft. Sprechen Sie mit mir ganz offen; betrachten Sie mich als Herzensfreundin, nicht bloß als Freund! — Helmine, ohne daß sie es wagt, ihm ins Gesicht zu sehen: — Ja, wenn ich unter der Last meines Elendes nicht hinsinken will, so muß ich Jemand mein Herz öffnen; ich habe Niemand, dem ich es öffnen darf. An Sie also wende ich mich: Ein-

zig aus dem unseligen Geschmacke an glänzendem Leben fließt mein endloser Jammer. Um dieses Leben fortsetzen zu können, ergab ich mich der Spielsucht, und, durch Spielsucht ruinirt, erniedrigte ich mich so tief, daß, obgleich ich fest und heilig entschlossen war, ihm nie Gehör zu geben, ich nichts desto weniger von einem reichen Wüstlinge beträchtliche Geschenke annahm. Sie fühlen, mein Herr, wie abscheulich ich durch eine solche Aufführung meinen Gemahl theils entehre, theils zu Grunde richte. Ach, der beste, edelste Mann! Er bedauert den Verfall unsers Glückes nur für mich; er kennt den eigentlichen Grund meiner Niedergeschlagenheit nicht, und eben darum auch nicht die Mittel zur Rettung; er selbst nöthigt mich, meine finstere Laune in Gesellschaft zu zerstreuen. Wofern ich ihm meine neuen Schulden entdecke, so stürz' ich ihn in Verzweiflung. O mein Herr, ewig ewig unter brennenden Gewissensbissen werf' ich mir vor, daß ich ihn verleitete ein so leichtsinniges Geschöpfe zu heurathen. Was mich noch am tiefsten quält, ist der Gedanke, daß ich es bin, die seine Hand einer

Geliebten entrifs , mit der er hätte glücklich seyn können. Im Innersten der Seele bewegt, vergift Herr von Finsternau ganz seine Rolle: O Helmine, ruft er, und drückt sie feurig an die Brust; hier Ihre Luzie! Wenn ich Sie, meine Theuerste, aus der kläglichen Verlegenheit heraus ziehen, wenn ich Ihr ehliches und häusliches Glück wieder herstellen kann, o, wie glücklich machen Sie nicht Ihre Luzie! — Wechselweise wirft sich in tiefer Beschämung Helmine zu Luziens Füßen, und voll Entzücken umhalset sie den rettenden Engel. Fort von hier, ruft sie, fort aus dieser verdorbenen Welt! Ich beschwöre Sie, nehmen Sie mich mit in Ihre selige Eremitage dort an den Ufern der Limmat! — Luzie: — Jetzt erst, Theuerste, erkenn' ich, was ich Alles meinen Aeltern danke. Als Wayse hinterliessen sie mich; aber eine zweyte Mutter hinterliefs mir die Mutter in der Frau von Himberg; mein Vater hinterliefs mir ein Erbgut von mehreren Millionen, und den Werth desselben erkenne ich erst jetzt, da ich das Glück haben kann, es mit Ihnen zu theilen. Aber verzeyhen Sie mir, ohne Sie reis' ich nach Hause. So theuer Sie mir sind,

so ist es doch für unsre Ruhe weit besser, daß wir getrennt leben. — Helmine: — Glücklichen machen wollen Sie mich, und doch reden Sie von Trennung? Für mich keine Glückseligkeit mehr, wenn ich Sie wieder verliere! Alles offenbaren will ich dem Gatten; Ihnen soll er ein Herz schenken, dessen ich mich unwürdig gemacht habe. Nur nach wiederholten, immer dringendern Bitten und Beschwörungen, nur unter den stärksten Drohungen, daß widrigenfalls Luzie auf der Stelle abreisen werde, läßt sich Helmine endlich bereeden, wenigstens für ein Paar Tage noch, bis zur Berichtigung der Geldsachen, Luziens Anwesenheit vor Heinrich verborgen zu halten. Nachdem sie die Abrede getroffen hatten, sich künftig nur in Helminens Wohnung zu sehen, verlassen sie die Wohnung der abscheulichsten Arglist und Bosheit. Sogleich nach der Zurückkunft im Gasthofschickt unter dem Namen des Herrn von Finsternau Luzie an die Frau von Gonzalva einen Wechsel für die Summen, die ihr Helminen schuldig war, in der ersten Hitze aber macht sie in ihrem Billet der schändlichen Verführerin die heftigsten

Vorwürfe, und droht ihr, sie vor aller Welt an den Pranger zu stellen. Die Vorwürfe und Drohungen jagten die Frau von Gonzalva in Wuth. Theils aus blinder Rache, theils zur Rettung ihrer eigenen Ehre faßt sie sogleich den Entschluß, ihrer eigenen Schändung durch öffentliche Schändung Helminens zuvorzukommen; kaum erfährt sie durch ihre Ausspäher, daß man den Herrn von Finsternau habe bey Helminen ein- und ausgehen sehen, so schreibt sie an den Gatten der letztern: „Sie finde sich um ihrer eigenen Ehre willen genöthigt, seiner Gattinn das Haus zu verbieten, als einer Person, die sich theils als falsche Spielerin, theils als tief verschuldet selbst schände, und sich nun dadurch aus der Verlegenheit ziehen wolle, daß sie sich einem ganz unbekannten Fremdling an den Hals werfe; einem gewissen Herrn von Finsternau, der zu verdächtiger Zeit bey ihr aus- und eingehe.“ Um so viel mehr Gewicht legt er auf dieses Billet, je weniger erklärbar ihm bey Helminen die plötzliche Rückkehr zur Heiterkeit ist. Zu einer Stunde, die er gewöhnlich im Finanzbureau zubrachte, heut aber zu Hause zubringt, entdeckt er unge-

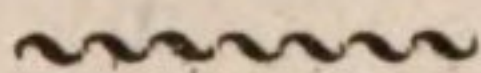
sehen einen Bedienten mit Schachteln, welche vor dem Abschiedsbesuche Luzie zu Helminen hintragen läßt. Kaum schlich der Bediente sich weg, so versteckte sich Heinrich in dem Cabinette neben dem Zimmer, wo bald darauf Herr von Finsternau Helminen besuchte. Bis zur Raserey stieg seine Eifersucht, als er sah, wie feurig sich die Liebenden umhalseten; wüthend flog er hervor; unter seinem Dolche sank Helmine; im Sinken rafte sie die letzten Kräfte zusammen, indem sie ihn mit den Worten zurückstiefs: Nur sie verschon'; es ist Luzie! — Ich bins, ruft wehmuthsvoll diese; ganz entwaffnet ihn ihre Stimme; schmerzhaft gerührt, erkennt er den Irrthum; eilig ruft er Aerzte herbey; eilig entkleidet Luzie die Verwundete. Die Aerzte kommen; so lang sie zugegen sind, scheint Heinrich nichts weder zu hören noch zu sehen; in tiefer Betäubung, ohne ein Wort hervorbringen zu können, heftet er unverwandt den Blick nur auf die Gattinn; kaum aber entfernten sich jene, so wirft er sich dieser zu Füßen: Ich sterbe, sagt er jammernd, wenn du stirbst; jammernd fleht er sie um Vergebung. Indem sie ihm die Hand

reicht, sagt sie mit sterbender Stimme: Allzu schöner, großmüthiger Mann, keineswegs an dir ists, Verzeihung zu suchen. Ich bins, die dich unglücklich macht. Indem sie Luziens Hand in die seinige legt, fährt sie fort: Sie, Luzie, wieder glücklich machen nur Sie ihn. Ich sterbe; Euch lafs ich glücklich zurück. — Einzig dieser Gedanke ists, der mir das Sterben erleichtert; einziger verbürgt mir Begnadigung. Bethet für die arme Helmine! Erst dort oben, dort geläutert, bin einst auch ich eurer Liebe nicht länger unwürdig. Bethet, bethet für die arme Helmine! Mit so heftiger Bewegung sprach sie, dafs sie zuletzt, tief ermattet, in todesähnlichen Schlaf hinsank; beym Wiedererwachen war sie ganz ausser sich. Indem ihren Geist die Schattengestalten von Bellmonte und Gonzalva umschweben, ruft sie bald tief erschrocken, bald hochzürnend: Nein, hinab reifst Ihr mich nicht! Mich zieht Er empor. Ja, guter Heinrich, — Weh mir! Laß mich, oder hinab sinkst du mit mir! Gerechter Richter dort oben! Schuldlos ist Heinrich; Heiliger Gott, retten kann ich ihn nicht; rett' ihn du! Erbarmung, Erbar-

mung! Muth, Heinrich! Er naht, der rettende
 Engel. Siehst du ihn? O wie liebevoll, ganz in
 Luziens verklärter Gestalt! Auch nach mir streckt
 er die eine Hand; die andre nach dir. Hinab, Sa-
 tane; Euch stößt mit dem Fusse Helmine zurück;
 Euch biet' ich trotz; auch Helminen trägt Luziens
 Engelfittig empor — Nur langsam kömmt die Kran-
 ke wieder zur Besinnung. Unter neuem balsami-
 schem Schlafe verliert sich das Fieber; unvermerkt
 kehren die Kräfte zurück. Erst jetzt, da er die
 Gattin ausser Gefahr sieht, wendet sich Heinrich
 nach Luzien; er vernimmt die Umstände alle; Got-
 tes Engel erblickt er in der großmüthigen Freun-
 din; aber ganz beruhigen sich weder Helmine noch
 er, bis sie ihnen (so schwer sie sich hiezu ent-
 schliefst) doch endlich das Wort giebt, sich nie
 von ihnen zu trennen. Feurig umarmt sie Helmi-
 ne: Ihnen, sagt sie, dank' ich die Rettung; ganz
 und für immer entsag' ich der eiteln, glänzenden
 Welt; dort in der seligen Eremitage an den Ufern
 der Limmat will ich leben und sterben. Ach, gü-
 tig ist die edle Frau von Himberg. Lafst uns in
 ihren Arm zurückeilen! Begnadigen wird mich die

Mutter; o, wenn ich zwischen Heinrich und Luzie mich zu ihren Füßen hinwerfe, so nimmt sie zum Kinde auch mich auf.

Sie beschleunigen die Abreise, und langen glücklich zu Haus an; hoch entzückt schließt sie Alle die Frau von Himberg in ihre mütterlichen Arme.



D e r B e t t l e r.

Während dafs ich unter dem Laubgewölbe an der Gartenthüre in meinem Arrian blättere, unterbricht mich ein Mann mit dem Bettelsacke, der, wie ich hernach sah, in gerader Linie von Diogenes abstammet: Woher, frag ich. — Er: — Wenn ich nicht irre, mein Herr, aus der gleichen Heimath mit Ihnen. — Ich: — Also aus Zürich? — Er: — Aus der Welt, aus dem Schoofse der Mutter Natur. Hier, indem er mit dem Zeigefinger bald auf sein Herz bald zum Himmel empor deutet, hier meine Heimath. — Ich: — Recht gut, aber wo hast du den Passeport? — Er: — Hier an der Stirne. Unleserlich wird er nicht seyn. Bestmöglich unbeflekt verwahr' ich ihn, wie ihn Gott selbst

schrieb. — Ich: — Und deine Profession? — Er: — Ein Reisender, wechselweise ein empfindsamer, ein gelehrter, ein kaufmännischer. Vom Tauschhandel, mein Herr, ernähre ich mich. Ich gebe Gedanken, Einfälle, Worte; dagegen tausch ich ein, was Ihnen beliebt. — Ich: — Wohin aber von hier? — Er: — Links, rechts, vorwärts, rückwärts, durch die Welt, fort aus der Welt. — Ich: — So lang du in der Welt bleibest, darfst du nicht ganz unabhängig nur für dich allein stehen und gehen; an irgend eine Familie, Gemeinde, Gesellschaft mußt du dich lehnern, die im Nothfalle für dich verbürgt und dich beschützt. — Er: — Vom Vater her bin ich ein Wirtemberger, ein Bauernjunge; leider flüchtete ich mich vom Pfluge nach der hohen Schule in Stuttgart; leider fiel meine Bildung in die fatale Epoche der Kraftgenies. Verstehen Sie mich? Bey meinem überspannten Selbstgefühle taugte für mich kein bürgerlicher Erwerb, und für keinen taugte auch ich. Gern oder ungern trat ich aus dem sichtbaren, unbeweglichen Staat in jenen grossen, unsichtbaren, beweglichen, kurz, in die Republik, ja nicht die

französische, nein, in die fahrende Republik der wahren unbedingten Freyheit und Gleichheit, oder, wenn diefs ihnen besser klingt, in den großen, mächtigen, unbezwinglichen Orden der Bettler. Wer kennt und fürchtet nicht den Heldenmuth seiner Mitglieder? Trotz der Jagden und Befehdungen, womit man sie von allen Seiten bedrohet, trotz aller Mandate und Proklamationen, die man gegen sie losdonnert, gewinnt man ihnen kaum einen Fuß breit Landes ab. *) — Ich: — Und wie kömmt diefs? — Er: — Ja, mächtige unbekannte Obere hat auch der Bettlerorden. — Ich: — Wer sind diese? — Er: — Auf dem Lande die reichen Güterbesitzer, Schulzen, Schreiber, Schenk-wirthe. Wofern Jedermann sein Brod nur durch Arbeit erwerben wollte, o, wie weit drückender wäre nicht unter den Arbeitern der schrankenlose Wetteifer? Wofern Jedermann sparsam haushalten und sein Feldgütchen auf Kinder und

*) Diefs sagte der Bettler noch vor Errichtung des Corps der Landjäger; seit der Errichtung dieses Corps sah ich ihn nicht mehr, so wie überhaupt seither die Bettler verschwanden.

Enkel fortpflanzen wollte, wie weit schwieriger wär' nicht für die reichen Bauern, diese Fürsten im Dorfe, die Erweiterung und Ausrundung ihrer Besitzungen? Wofern Jedermann die Schenke fliehen wollte, wie weit geringer nicht der Umlauf des Geldes, der Verbrauch der Früchte, kurz, der ganze Handel und Kunstfleiß? Wofern sich Jedermann vor Rechts- und Streithändeln hütete, wie schändlich würden nicht so manche Zweige und Werkzeuge der Justiz und Polizey, so mancher Beamte, Schulze, Sachwalter, Schreiber zu Grunde gehen? -- Ich: -- Aber doch immer ehrlos ist der Beruf eines Bettlers. Gesund und stark, ist der Müssiggänger nicht viel besser, als der Spieler, der Dieb. -- Er: -- Eben so wenig ein Dieb als ein Müssiggänger ist der Bettler von ächter Loge. Ein solcher nimmt nur, was man ihm freywillig zuwirft; ein solcher treibt bey dem Betteln noch manchen sehr nützlichen Nebenberuf; als Hausirer ist er der Mittelsmann zwischen dem gröfsern Käufer und Verkäufer; als Nomade ist er ein brauchbarer Bote, Ausspäher, wohl gar das Aug und die Hand des Beamten; als Märchen- und

Zeitungsträger erhebt er sich zum Staats- und Kirchenpropheten, zum Organe der öffentlichen Meynung. Und wenn er zu nichts taugt, so taugt er doch immer, je müßiger, je stärker er ist, zur Fortpflanzung einer kräftigern Nachkommenschaft, die bey der sonst überall um sich fressenden Entnervung vor den Rifs steht. -- Ich: -- Mir schaudert vor dem Sittenverderben, das sich durch solche Bettler verbreitet. -- Er: -- Erinnern Sie sich, dafs ich nur Bettler von ächten Logen in Schutzhahme. Freylich bilden sich auch diese weder im Schoofse des häuslichen Lebens, noch in Schulen und Kirchen; aber die Musen, in deren Schoofs sie gesäugt und gepflegt werden, sind eben dieselben, welche einen Homer und so manchen Rhapsodisten erzogen, die Natur und die Noth. -- Ich: -- Ja wohl, unsicher und erbettelt heifst ein solches Daseyn und Leben. -- Er: -- Weder unsicher noch verächtlich. Sie, als Gelehrter, sollten mehr Achtung für unsern Orden haben; er ist weit aus der älteste und ausgebreiteteste. Unter den Familien und Filiationen desselben nennt man jene homerischen Rhapsodisten, pythagoräische Mission-

nairs, cynische Philosophen, Cybelens Priester, heidnische, mahometanische, christliche Fakirs, Flagellanten, Begharden, Zigeuner, Kreuzfahrer, Troubadours, Spielleute, *hübsche varende geren-nende Lüte*. *) Ha, wohl sonderbar wärs, wenn man nicht hier oder da dem Bettler seinen Zehrpfenning eben so gut entrichten würde, wie dem Fürsten die Accise; wohl sonderbar, wenn nicht auch in der Schenke oder im Walde, so wie bey Hof und in der Stadt, der ärmere Bettler bey dem reichern zu Gaste gehen könnte. Welche Familie inner den Stadtmauern nimmt sich mit so viel Eifer der Ihrigen an, wie wir? Bekomm ich Kinder, so ist mir für ihre Versorgung nicht bange. Zum Erbtheile geb' ich ihnen die Welt, gerne nimmt sie, als Lernjungen, jeder Meister Bettler in Dienst. Kurz, seelig sind die Armen, denn ihrer ist das Reich der Himmel. Auch buchstäblich wahr ist der Text. Mit den Worten langt er aus

*) Sie hatten ihre privilegirten Könige. Man sehe *Dü-Cange in voce Rex*; allemannisches Landrecht 397. *Varnmanns Statut. hannover. et goslar*. *Haltaus in voce Pfeifer* u. s. w.

der Briefftasche das Schema einer Predigt hervor, und lustig ernsthaft beginnet er folgender Gestalt:

Hier ist nicht die Rede von jedem Armen, der weniger hat, als er bedarf. In diesem Sinne ist jedermann, auch mancher Millionair, auch der König und Kayser selbst arm. Von dem Dürftigen ist hier die Rede; von demjenigen, dem es selbst an der Nothdurft gebricht. Fürwahr, auch ein solcher tauscht nicht mit dem Günstlinge des Glückes. Dieser nämlich hat entweder gar keine Bedürfnisse und Wünsche, oder gekünstelte unersättliche hat er; im erstern Falle drücken ihn Langeweile und Ueberdruß, im letztern Falle plagt er sich selbst. Der Arme hingegen hat zwar Bedürfnisse, aber beschränkt sind sie. In wiefern er Bedürfnisse hat, verwahrt er den Geist vor der Fäulnis; indem er mit Befriedigung der nothwendigen mehr als genug zu thun hat, bleibt ihm zur Ausbrütung von phantastischen keine Zeit übrig. Je einfacher, je seltener sein Lebensgenuß ist, desto weniger ekelt er ihm, desto mehr Freude macht ihm jede Gabe Gottes, gesunde Luft und Bewegung; je schwieriger ihm sein Broderwerb wird,

desto regsamer ist seine Erfindsamkeit; je weniger er vor der Welt Achtung genießt, desto mehr strebt er nach Selbstachtung; je weniger er Zutritt in der schönen grossen Welt hat, um so viel lieber erhebt er sich auf den Flügeln der Hoffnung hoch über die Sternenwelt.

So verächtlich indess, Grofse der Erde, solltet Ihr nicht auf uns *hommes de rien* herabsehen. Der Arme ist geldwerth. Weit mehr mit einem Haufen von Armen, als mit Goldhaufen richtet Ihr aus. Wahr ists, leicht kauft Ihr Andern, denen es nicht süß dünkt, *pro patria mori*, um ein Paar Thaler einen Helden fürs Vaterland; wahr ists, leicht gewinnt ihr um Euer Geld einen Haufen Sanskülotten oder Lazaroni; nur nimmt Euch in Acht; auch umgekehrt trifft der Fall ein: Was vermogte mit allen Reichthümern der Welt Rom gegen die Horden der hosenlosen Vandalen? Wenn magnetisch das Gold Eisen an sich zieht, zieht nicht gleicher Weise Eisen Gold an?

Die Rede des Bettlers unterbricht sein Kamerade, ein Fidler. Woher aber du, frag ich diesen. — Der Fidler: — Aufrichtig, ich weiß es

selbst nicht; am Nebenwege gebahr mich die Mutter, unter den Trümmern irgend einer Ritterburg; die Wiege so vieler Fürsten ist auch die meinige; bey meiner Geburt lösete man zwar keine Canonen, aber mich begrüßten aus dem Gebüsche gefiederte Sänger. Johann ohne Land heißt ich, aber, Ihnen ins Ohr geraunt, im ganzen weiten Lande zieh ich an jeder Thüre Tribut; keine Flur, kein Hügel ohne Lustsitz für mich; beym Gastmale bedienen mich Ganymeden, und im Innern des Serails spiele ich mit reizenden Houris; ja wohl, dieß nur im Traume: Was anders als Träume sind auch eure Freuden? Selbst wachend indeß tauscht der arme Johann seinen Freudengenuss nicht an den eurigen. Nun, wenn mich auch zuweilen Hunger und Durst plagen; desto besser behagt mir hernach die Kost, wenn auch karg oder gemein. Wirklich, (indem er schalkhaft lächelt) ist die Luft schwül, und mich dürstet. — Auf den höflichen Wink liefs ich einen Krug Wein holen. Fröhlich trinken die Landstörzer auf die Gesundheit des Mecänas. Während dafs sie wechselweise ihre eigne und meine Lobrede halten, überrascht uns

beym Weinkrüge, obgleich unter Bettlerlappen, ich weiß nicht, ob Hebe oder eine der Grazien. Muthwillig schleudert sie in die Haarlocken der Kameraden eine Handvoll Feldblumen: Schon lange, ruft sie, warten unser dort in der Schenke die Spielleute. Den Tanz, sagt sie zum Erstern, eröffn' ich mit dir. Indem sie dieser mir darstellt, setzt er hinzu: sie ists, die mich den Musen untreu gemacht hat; etwas rasch geht sie zu Werke; bevor mich noch die Professoren zum Baccalaur machen konnten, machte mich Lise zum Vater. Ihr Bruder ist dieser Fidler; erst noch ein trauriger Lustspieler, und nun, wie Sie sehen, ein lustiger Bettler. Gestehen Sie, dafs unter den freyen Künsten Betteley nicht die ärmlichste ist. Ihren Mann nährt sie noch besser, als hier und da die Mahlerey, die Bildhauerey und selbst die Theologey. So lang ich zu nichts tauge, oder so lang man meine Tüchtigkeit unbenutzt läßt, was bleibt mir übrig als die *vocatio divina* zum betteln? Unbesorgt lebt der Bettler, ohne Prozesse, ohne ängstliche Buchhaltung, frey von den Fesseln der Höflichkeit, unbekümmert wegen des Lochs in dem Strumpfe.

Nach Vergleichung der in der äussern Form so verschiedenen und hingegen im innern Wesen so wenig verschiedenen Lebensweise des Bettlers vor der Thüre und des Herrn, der ihm vom Balkon herab ein Almosen zuwirft, kehr ich zurück in mich selbst: Ich aber bin zwar kein Bettler, jedoch eben so wenig ein Herr. Nichts desto weniger leb ich unter dem Schaubdache so unabhängig wie jener, und im Dörfgn verschaff ich mir jeden Genuß, den der Grofse nirgends zu finden glaubt, als in der Hauptstadt oder bey Hofe. Den Grofsen ergötzt das Orchester; mich der befiederte Gesang in der Luft und das Plätschern der Felsquelle; ihm huldigt die Welt der Höflinge; mir die noch schönere Welt aufblühender Sylvanen und Nymphen. Wenn er Clienten und Lobredner hat, hab ich sie minder? Wenn er sich zum Mäcenaten erhebt, warum nicht eben so leicht ich? Nur wenige Kreuzer kostet es mich, und himmelhoch erhebt mich der fahrende Geiger; für ein Glas Wein beweg ich ihn, dem Nachbar auf der Geige ein Paar neue Griffe zu zeigen, und damit leg ich im Dörfgn den Grund zu einer Akademie, die einst

unter Sang und Klang dem guten Dorfvolke die Arbeiten der Aernte versüßt. Kurz, auch im Schoosse der Armuth genieß ich der Lust, Lust zu verbreiten. Ja, denken vielleicht meine Herren und Damen, der Mensch spricht von dem Genusse der schönen und grossen Welt, wie der Fuchs von der zu hoch gelegenen Traube. Um Verzeihung! Auch denkt so mitten im Genusse der schönen und grossen Welt eine Dame von eben so hohem Range als feinem Geschmacke: „Nachdem ich,“ schreibt sie, „einen Theil von Asien und Afrika gesehen, und Europa beynahe durchreiset habe, so beneide ich die frohe Gemüthsruhe einer hochrothen Milchmagd, und für glücklicher halte ich den ehrlichen Mann auf dem Dorfe, bey dem es keine Frage ist, ob Märzbier nicht vortreflicher sey, als die griechischen Weine; ob ein Rinderbraten nicht eben so wohl schmecke, als Italiens Beca Figuas, kurz, ob es irgendwo vollkommenen Lebensgenuss gebe, als in Alt-England. Ich bitte Gott, setzt die Dame hinzu, daß ich den Ueberrest meines Lebens eben so denken möge.“ So schreibt Lady Montague.



unter Sang und Klang dem guten Dorfvolke die Arbeiten der Aernte versüßt. Kurz, auch im Schoofse der Armuth genieß ich der Lust, Lust zu verbreiten. Ja, denken vielleicht meine Herren und Damen, der Mensch spricht von dem Genusse der schönen und grossen Welt, wie der Fuchs von der zu hoch gelegenen Traube. Um Verzeihung! Auch denkt so mitten im Genusse der schönen und grossen Welt eine Dame von eben so hohem Range als feinem Geschmacke: „Nachdem ich,“ schreibt sie, „einen Theil von Asien und Afrika gesehen, und Europa beynahe durchreiset habe, so beneide ich die frohe Gemüthsruhe einer hochrothen Milchmagd, und für glücklicher halte ich den ehrlichen Mann auf dem Dorfe, bey dem es keine Frage ist, ob Märzbier nicht vortreflicher sey, als die griechischen Weine; ob ein Rinderbraten nicht eben so wohl schmecke, als Italiens Beca Figuas, kurz, ob es irgendwo vollkommern Lebensgenuss gebe, als in Alt-England. Ich bitte Gott, setzt die Dame hinzu, daß ich den Ueberrest meines Lebens eben so denken möge.“ So schreibt Lady Montague.



Meister, Leonhard,

Erzählungen des Greisen am Kamine

Winterthur 1805

P.o.germ. 250 f-3#Beibd.1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107021-5